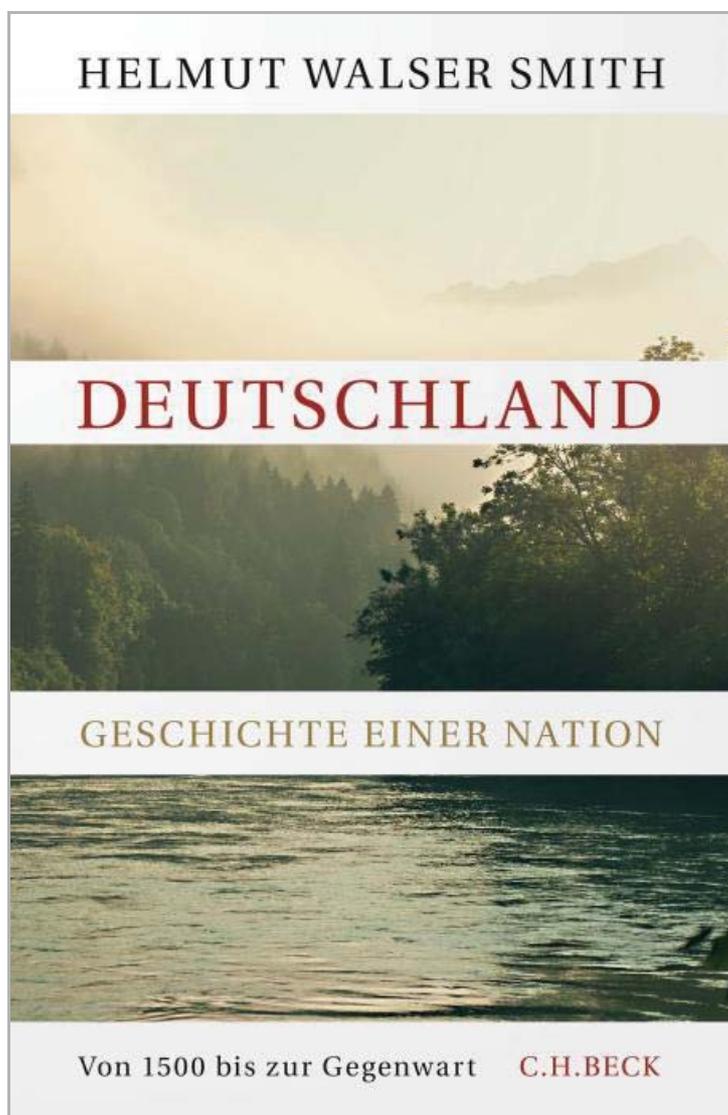


Unverkäufliche Leseprobe



Helmut Walser Smith
Deutschland

Geschichte einer Nation

Von 1500 bis zur Gegenwart

2021. 667 S., mit 43 Abbildungen, 23 Karten und 7
Grafiken

ISBN 978-3-406-77415-7

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/32388704>

Helmut Walser Smith

DEUTSCHLAND

Geschichte einer Nation

Von 1500 bis zur Gegenwart

Aus dem Englischen
von Andreas Wirthensohn

C.H.BECK

Die Originalausgabe des Buches ist 2020
unter dem Titel «Germany. A Nation in Its Time: Before, During,
and After Nationalism, 1500–2000»
im Verlag W. W. Norton & Company, Inc. erschienen.

© Helmut Walser Smith, 2020

Mit 43 Abbildungen, 23 Karten und 7 Grafiken

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: © Irina Bort | Getty Images | iStockphoto

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 77415 7



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Für Luca

Inhalt

Einleitung	9
------------	---

Teil I

Die Nation vor dem Nationalismus

1. Deutschland zum ersten Mal sehen (1500)	19
2. Deutschland «gleich als eym Spiegel» (1500–1580)	52
3. Die Tränen der Stoiker (1580–1700)	82

Teil II

Die kopernikanische Wende

4. Zerstückelung und Patriotismus (1700–1770)	118
5. Die Oberfläche und das Innere (1770–1790)	149
6. <i>De l'Allemagne</i> (1790–1815)	185

Teil III

Das Zeitalter des Nationalismus

7. Die Entwicklung einer Nation (1815–1850)	239
8. Eine Nation nimmt Gestalt an (1850–1870)	279
9. Nation der Dinge (1870–1914)	310

Teil IV
Das nationalistische Zeitalter

10. Sich für Deutschland opfern (1914–1933)	362
11. Andere für Deutschland opfern (1933–1941)	395
12. Todesräume (1941–1945)	430

Teil V
Nach dem Nationalismus

13. Ein lebendiger Begriff des Vaterlands (1945–1950)	482
14. Die Präsenz des Mitgefühls (1950–2000)	497

Epilog: Die Republik der Deutschen, jetzt und zu Anfang des 22. Jahrhunderts	536
---	-----

Danksagung	551
Anmerkungen	557
Nachweise für Bilder und Karten	647
Personenregister	649
Ortsregister	659

Einleitung

I.

Dieses Buch handelt von Nation und Nationalismus in Deutschland zwischen 1500 und 2000. Seine Kernthese lautet, dass die deutsche Nation über fünf Jahrhunderte hinweg auf radikal unterschiedliche Art verstanden, dargestellt und erlebt wurde. Es vertritt die Ansicht, dass Nationen wie viele andere geschichtliche Phänomene weder zeitlose Wahrheiten noch willkürliche historische Erfindungen sind. Vielmehr sind sie zu verschiedenen Zeiten auf ganz unterschiedliche Weise real oder wahr. Etwas vereinfacht ausgedrückt: Es gab nie eine transhistorische Vorstellung der deutschen Nation. Es gab immer nur eine Nation in ihrer Zeit. Der deutsche Nationalismus bezog sich stets auf diese sich verändernden Konstellationen, war aber nicht die Sache selbst. Es gab ein Deutschland vor dem Nationalismus, während des Nationalismus und nach dem Nationalismus.

Diese These impliziert, dass die Vorstellung von der deutschen Nation – und nicht die Ideologie des deutschen Nationalismus – die umfassendere Geschichte mit der längeren Historie ist. Chronologisch betrachtet begann der deutsche Nationalismus erst relativ spät. Er durchlief eine äußerst verheerende mittlere Phase, und so, wie er hier definiert ist, ist es möglich, dass er endet. Er kristallisierte sich in eindeutiger Form erstmals nach der Französischen Revolution heraus. Er war eine explizit politische Ideologie, die Ich und Land als Einheit betrachtete, die der Ansicht war, Bindungen an die Nation sollten über anderen Loyalitäten stehen, und die den männlichen Bürger unausgesprochen, quasi vertraglich darauf verpflichtete, für sein Land Opfer zu bringen, zu sterben und zu töten. Im 20. Jahrhundert, in seiner radikalen Form, sorgte der deutsche Nationalismus für nationalen Zusammenhalt, indem er die Verfolgung, Vertreibung und Ermordung anderer propagierte und betrieb.¹

Ganz im Gegensatz zu einer beliebten Deutungstradition behauptet dieses

Buch, dass deutsche Nationalisten die deutsche Nation nicht hervorbrachten oder erfanden.² Vielmehr veränderten sie deren Bedeutung, deren Sinngehalt. Diese Veränderung erfolgte erst spät auf der nationalen Zeitachse. Nehmen wir den Zeitraum zwischen unserem Ausgangspunkt im Jahr 1500 (als deutsche Humanisten Deutschland erstmals als Nation definierten, es im zweidimensionalen Raum darstellten und eine beträchtliche Anzahl an Artefakten schufen, die Deutschland inmitten anderer Nationen zeigten) und unserem Endpunkt im Jahr 2000 (an dem die Geschichte, zumindest fürs Erste, in Zeitgeschehen übergeht), dann tauchte der Nationalismus erst nach über der Hälfte der langen und wechselvollen Geschichte dessen auf, wie die Deutschen sich ihre Nation vorstellten und sie erlebten. Das Zeitalter des Nationalismus, wie ich diese Periode nennen will, umfasste das Jahrhundert zwischen der Spätphase der Napoleonischen Kriege und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Charakterisiert war es durch eine gesellschaftliche und kulturelle Vertiefung der Nation einerseits und den Nationalismus als wirkmächtiges Gefüge politischer Vorstellungen, welche die Nation definierten, andererseits. Doch selbst im deutschen Kaiserreich am Vorabend des Ersten Weltkriegs war der Nationalismus, wie wir sehen werden, eine zwar wichtige, aber in vielerlei Hinsicht noch keineswegs dominante Ideologie. Erst später wurde er zur beherrschenden Ideologie der Epoche, im nationalistischen Zeitalter, als er eine zwingende, letztlich aber brüchige Rechtfertigung für die Hingabe des eigenen Lebens lieferte, die Deutschland während des Ersten Weltkriegs von seinen Bürgern eingefordert hatte. In seiner radikalen Variante verlangte der Nationalismus in dieser Zeit, bestimmte Gruppen innerhalb der Nation zu opfern, um das zu erreichen, was uns als Dystopie ethnischer Homogenität erscheint. Während des Zweiten Weltkriegs mündete diese Dystopie in die Todesräume, die in der nationalsozialistischen Vorstellung vom «Lebensraum» implizit enthalten waren. Sie mündete in den Genozid. So gesehen war der deutsche Nationalismus nicht nur ein finsterer Kulminationspunkt einer langen und zerstörerischen Geschichte Deutschlands. Er war vielmehr ein wichtiges, am Ende verheerendes, aber eben auch historisches Kapitel innerhalb dieser Geschichte.

Die zweite zentrale These dieses Buches bezieht sich auf die Balance zwischen Krieg und Frieden in der *longue durée* deutscher Vergangenheit. Die Bücher zur Militärgeschichte Deutschlands füllen ganze Regale. Doch über weite Strecken der Geschichte betrachteten die Deutschen ihr Land

als im Grunde friedlich. Ihre Nachbarn waren oftmals der gleichen Ansicht, manchmal allerdings in dem Sinne, dass sie genau das beklagten. «Kriegerischer Geist und Vaterlandsliebe (...) existieren (...) kaum noch für die Deutschen», schrieb beispielsweise 1810 eine kritische Madame de Staël. Doch als ihr brillantes Buch *De l'Allemagne* nach der Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 endlich erschien, wirkte ihre Einsicht bereits etwas überholt. Es erübrigt sich, eigens darauf hinzuweisen, dass die anschließende Geschichte Deutschlands zu einem nicht geringen Teil von Militarismus, militärischer Zerstörung und Gewalt überschattet wurde. Heute erleben wir ein ganz anderes Deutschland – eines, dem es um gesellschaftliche Stabilität und Wirtschaftswachstum geht, weniger um militärische Macht und territoriale Expansion; eines, das von seinen männlichen Bürgern keinen Militärdienst mehr verlangt; und eines, in dem der Tod, mit dem Historiker Michael Howard gesprochen, «nicht mehr Teil des Gesellschaftsvertrags» ist.³

Doch der Frieden beschert uns nicht nur leere Blätter, wie Hegel einst mit Blick auf das Glück meinte. Vielmehr war er im absoluten wie im relativen Sinne für den langen historischen Bogen der deutschen Nation genauso wichtig wie der Krieg. Nehmen wir nur die Messgröße, mit der Politikwissenschaftler die «Bellizität» festzustellen versuchen: den sogenannten Konfliktkatalog.⁴ Er listet größere und kleinere Konflikte des letzten halben Jahrtausends auf und bewertet ihre Letalität sowie ihre Dauer. Setzt man als Schwelle zum Krieg die Zahl von 1000 Toten an, wodurch man kleinere Scharmützel herausfiltert, so erlebten die deutschen Gebiete zwischen 1500 und 1914 etwa doppelt so viele Friedens- wie Kriegsjahre. In bestimmten Phasen blieb die kriegsbedingte Gesamtsterblichkeit (selbst wenn man sie in Relation zum geschätzten Bevölkerungsniveau setzt) jahrzehntelang niedrig, wie etwa in den 80 Jahren nach dem Bauernkrieg von 1525, im späten 18. Jahrhundert (nach dem Siebenjährigen Krieg) und für fast ein Jahrhundert nach dem Abschluss des Wiener Kongresses 1815. Skeptiker werden ohne Zweifel darauf hinweisen, dass Preußen, ein kriegerischer Staat, Deutschland 1871 einte und diese Tatsache die gesamte Geschichte unvermeidlich verzerrt. Doch dieser Ansatz begeht den Fehler der «kleinpreußischen Schule», welche die deutsche Geschichte zu einem Anhängsel preußischer Geschichte verkürzte und darüber außer Acht ließ, dass Preußen, wie jüngst gezeigt wurde, über viele Jahrzehnte eine schwächere und weniger kriegslüsterne Macht war, als man gemeinhin glaubte.⁵

Noch deutlicher tritt die Aussage des Konfliktkatalogs zutage, wenn man Deutschland mit anderen europäischen Nationen vergleicht. So zeigt sich beispielsweise, dass im 18. und 19. Jahrhundert Großbritannien und Frankreich die großen Kriegsmächte waren; dass in Mitteleuropa Österreich eine bedrohlichere Militärmacht als Preußen war; und dass die deutschen Gebiete, die man ob ihrer «Mittellage» oft als besonders verwundbar betrachtete, tatsächlich mehr Friedensjahre genossen als viele Nachbarländer.⁶

Die dritte zentrale These des Buches betrifft Realismus und Tragödie. Sie ist womöglich die abstrakteste der drei Thesen, könnte jedoch eine begriffliche Tür öffnen, um neu über Nationen nachzudenken. Ausgangspunkt ist ein Forschungsansatz des deutsch-jüdischen Literaturwissenschaftlers Erich Auerbach, der zwischen 1942 und 1945, als er in Istanbul im Exil weilte, ein bemerkenswertes Buch verfasste: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Darin vertrat Auerbach die These, zu einer sozialrealistischen Sichtweise komme es, wenn die uralte aristotelische Unterteilung literarischer Stile, wonach nur die Hoch- und Wohlgeborenen geeigneter Gegenstand der Tragödie sein könnten, aufgebrochen werde und das Alltägliche, Gewöhnliche, Niedere Gegenstand «ernster, problematischer, ja sogar tragischer Darstellung» werde.⁷ Auerbachs Test – wann kann ein Subjekt oder eine Gruppe wahrhaft tragische Darstellung erfahren – ließe sich auch, wie ich auf den folgenden Seiten zeigen will, als entscheidender Moment des Mitgefühls betrachten, das in nationaler Zugehörigkeit implizit enthalten ist.

Dieser Test zwingt uns, jenseits des gängigen Narrativs vom deutschen Nationalismus zu denken und verschiedene literarische und künstlerische Werke – die manchmal Teil des Kanons sind, manchmal aber auch nicht – in den Blick zu nehmen, unsere Aufmerksamkeit aber auch auf andere, oftmals gewöhnlichere kulturelle Artefakte nationaler Identitätssuche zu richten. So könnte man beispielsweise die Tatsache, dass Hunderte von deutschen Kleinstädten und Städten nach dem Zweiten Weltkrieg an zerstörte und beschädigte Synagogen erinnerten, als Hinwendung zum tragischen Element der eigenen heimatlichen Landschaften und als Bekundung von Mitgefühl gegenüber einer Gruppe betrachten, die von den Deutschen verfolgt worden war.

Fest steht, wie Walter Benjamin einst formulierte, dass die Katastrophe des 20. Jahrhunderts nur «Trümmer, Bruchstück» hinterließ und nur partielle Einblicke in den Abgrund gewährte.⁸ Doch Trümmer und Bruch-

stücke können auch das Fundament neuer Entwicklungen sein. Im Folgenden liegt der Blick vor allem auf den Möglichkeiten, welche die Vergangenheit für ein wahrhaft neues Verständnis dessen, was die deutsche Nation ist, geschaffen hat. Zwar klingt die These, die Nachkriegszeit offenbare ein «Abrücken vom Nationalismus» oder gar einen «Abschied von der Nation», wie ein Historiker es ausdrückte, durchaus einleuchtend. Doch diese Ablehnung war stets nur eine partielle, solange das Schicksal der Juden und unzähliger anderer Opfer des Genozids nicht mit tragischer Ernsthaftigkeit (wie Auerbach das formulieren würde) als Teil der deutschen Geschichte dargestellt werden konnte.⁹ Dabei geht es nicht um eine bestimmte Gattung oder um eine spezifische literarische oder künstlerische Form. Es geht vielmehr darum, inwiefern und auf welche Weise eine Nation Mitgefühl aufzubringen vermag.

II.

1941 hielt der berühmte französische Historiker Fernand Braudel in einem deutschen Kriegsgefangenenlager in der Nähe von Lübeck eine Reihe von Vorlesungen, und darin verglich er Geschichte, die große Zeiträume überspannt, mit «einer sehr langen Reise».¹⁰ Auf einer solchen Reise, so hätte er hinzufügen können, ist es hilfreich, wenn man über eine Karte verfügt, die einem Hinweise darauf gibt, was einen erwartet, die einem verrät, wie zerklüftet das Terrain sein wird und was man wo findet.

Das vorliegende Buch besteht aus fünf Teilen, und jeder dieser Teile – ausgenommen der erste – beginnt mit einer Vorbemerkung, die in knapper Form skizziert, inwiefern sich die Welt verändert hat, und die nachfolgenden Thesen kurz vorstellt. Der erste Teil, «Die Nation vor dem Nationalismus», schildert, wie Deutschland zum ersten Mal entdeckt und beschrieben wurde, und zeigt, wie sich die Darstellungen Deutschlands bis zum Dreißigjährigen Krieg veränderten. Teil II, «Die kopernikanische Wende», widmet sich der großen Verschiebung im Verständnis dessen, was eine Nation ausmacht, und analysiert diesen Wendepunkt in drei Dimensionen. Er thematisiert das Aufkommen eines modernen, auf dem Staat basierenden Patriotismus zu einer Zeit, da Deutschland sich eher in Richtung getrennter deutschsprachiger Vaterländer entwickelte, er untersucht neue Formen, die Nation zu sehen und zu beschreiben, wie sie etwa in Reise-

berichten zu finden sind, und fragt danach, wie sich im Kontext der militärischen Niederlage ein unzweideutiger deutscher Nationalismus herauskristallisierte.

Der dritte Teil trägt die Überschrift «Das Zeitalter des Nationalismus», in Anspielung auf Immanuel Kants berühmte und viel zitierte Frage, die er 1784 stellte, nämlich ob wir in einem «aufgeklärten Zeitalter» leben – was er verneinte, um dann hinzuzufügen: «aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung».¹¹ Und so beschreibt dieser Abschnitt, der die Jahre von 1815 bis 1914 umfasst, wie die Deutschen ihre Nation auf neuartige Weise sahen, prägten und darstellten, indem sie fragten, was Deutschland ist, wer dazugehört, wo seine Grenzen liegen, was seine Symbole bedeuten und was aus dieser Nation noch werden soll. Wie bei Kants Verwendung des Begriffs der «Aufklärung» für die Epoche, in der er lebte, hat der Nationalismus damals noch keine beherrschende Stellung erlangt. Wie einschlägige Historiker gezeigt haben, blieben viele Menschen gleichgültig gegenüber seinen Verlockungen. Der Nationalismus spaltete die Nation genauso, wie er sie einte. Trotzdem beeinflusste die deutsche Nation, die sich 1871 als Staat formierte, Möglichkeiten, definierte Identitäten und überzog die Landschaft mit Objekten, welche die Nation sozusagen dinglich erscheinen lassen sollten. Zwar war der Krieg für die Herausbildung der deutschen Nation in dieser Zeit zweifellos wichtig, aber es sei doch darauf hingewiesen, dass in dieser Epoche überwiegend Frieden herrschte.

Teil IV, «Das nationalistische Zeitalter», widmet sich der Zeit von 1914 bis 1945, als zwei große Kriege den Frieden überschatteten, als der Nationalismus zur dominanten Ideologie der Epoche wurde und der radikale Nationalismus an die Macht kam, wie das 1933 der Fall war. Im Dritten Reich brachte diese Form des Nationalismus neue, allerdings zerstörerische Formen der Inklusion und Exklusion hervor, die Deutschland am Ende zu einer völkermörderischen Nation machten. Der fünfte Teil schließlich, «Nach dem Nationalismus», befasst sich mit dem Versuch vor allem in der Bundesrepublik, einen mitfühlenden, empathischen Realismus in Bezug auf Zugehörigkeit zu entwickeln. Ein abschließender Epilog stellt das Aufkommen eines neuen Nationalismus in unserer Zeit in einen größeren Kontext.

Manches von dem, was die Leserinnen und Leser auf den folgenden Seiten finden, wird wenig vertraut sein. Andere Teile des Buches gehören zu einer bekannten Geschichte. Ehe wir uns auf diese Reise begeben, um noch

einmal Fernand Braudel zu bemühen, ist es vielleicht ganz hilfreich, unsere eigene Lage in Erinnerung zu rufen. Trotz der Globalisierung leben wir in einer Welt, in der exakt kartographierte Länder mehr als 95% der bewohnten Erdoberfläche ausmachen und wo gut 97% der Weltbevölkerung im Land ihrer Geburt auch sterben werden.¹² Im Jahr 1500, mit dem dieses Buch beginnt, war das Land von durchlässigen Imperien, unscharfen dynastischen Territorien und kleinen Stadtstaaten bedeckt. Fast 300 Jahre später, in der Mitte der hier erzählten Geschichte, galt das noch immer. Politische und ethnische Einheiten stimmten selten überein, und Nationalität zählte so wenig, dass Staaten, wenn sie Statistiken erstellten, diese noch nicht einmal erfassten. Die beiden wohl berühmtesten deutschen Dichter konnten deshalb noch immer fragen: «Deutschland? Aber wo liegt es?» Und in einem gemeinsam verfassten Distichon darauf antworten: «Ich weiß das Land nicht zu finden.»¹³

Dieses Buch will versuchen, die Frage von Goethe und Schiller beantworten. Dabei liegt sein Augenmerk insbesondere auf deskriptiven Geographien, Reisejournalen, Landkarten und anderen Formen räumlichen Quellenmaterials, und es verzeichnet einzelne Punkte sogar mit Hilfe von Geoinformationssystemen (GIS), um deutlich zu machen, dass Nationen anders als ferne Berge, die auf Gemälden aus der späten Ming-Zeit zu schweben scheinen, tatsächlich eine epistemologische und empirische Grundlage haben. Letztlich aber beantwortet es die Frage nach Deutschland und danach, wo es liegt, mit dem Verweis auf die verschiedenen Zeitrahmen und betrachtet Deutschland als Nation in ihrer Zeit.

I

DIE NATION
VOR DEM
NATIONALISMUS

Deutschland zum ersten Mal sehen (1500)

«Unser Deutschland,
wie gemalt auf einer kleinen Tafel.»
Konrad Celtis

I.

Als sich das 15. Jahrhundert seinem Ende zuneigte, war Deutschland nach wie vor nur unvollständig bekannt. Beschreibungen der Silhouetten seiner Städte, der Biegungen seiner Flüsse, der Hänge und Höhen seiner Berge, der Lage und Dichte seiner Wälder und sogar des Charakters seines Volkes waren selten, sparsam im Detail und von mangelhafter Genauigkeit. Keine Karte zeichnete die deutschen Lande maßstabsgetreu, keine Zeichnung zeigte seine Grenzen. Und noch niemand hatte Deutschland als Raum mit einer deutlich erkennbaren Form beschrieben.

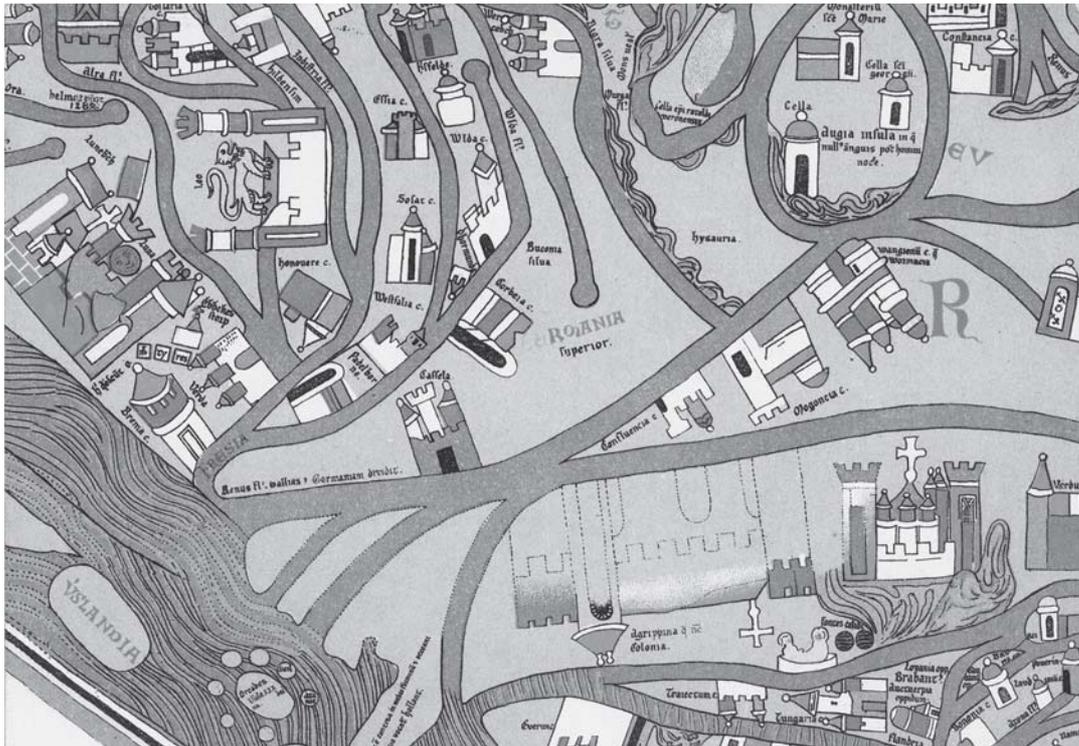
Vielleicht war die zweidimensionale, maßstabsgetreue Wahrnehmung für die Menschen ebenso unwichtig wie das eigene Geburtsjahr.¹ Doch die Erfindung des Buchdrucks hatte die Möglichkeiten von Wort und Bild schon zu verändern begonnen, sie hatte beidem Flügel verliehen, während die Entdeckungen jenseits des Atlantiks und entlang der zerklüfteten Küsten Afrikas eine neue Neugier auf die Welt weckten. In der Folge entstand allmählich eine Ästhetik realistischer Darstellung, es kam zu einer epistemologischen Verschiebung des Raumempfindens, das nun nicht mehr auf Reisebeschreibungen in Form sogenannter Itinerare, sondern auf Karten beruhte. Als die Deutschen nach draußen und nicht nach innen blickten, versetzte diese Revolution der Vorstellungskraft sie in die Lage, ihr Land zum ersten Mal zu sehen.

II.

Das mittelalterliche Europa war zwar keine völlig kartenlose Welt, doch es sind nur ein paar wenige brauchbare Karten von Landflächen signifikanter Größe überliefert. Dazu gehören die Darstellung der Britischen Inseln in der *Chronica maiora* des Matthäus Paris, die um 1250 entstand, sowie die Portolankarten, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die Küsten des Mittelmeers, des Schwarzen Meers und des Atlantiks in Europa skizzierten. Ende des 14. Jahrhunderts zeigten einige regionale Karten aus Italien, die aus den Portolankarten hervorgingen, weite Teile des Landes in zweidimensionaler Form, während auf der berühmten Gough-Karte der Britischen Inseln, die üblicherweise auf die Zeit um 1360 datiert wird, Straßen zu erkennen waren, Entfernungen in der Einheit «League» angegeben wurden und Hunderte von Städten symbolhaft durch Kirchen oder Burgen markiert waren. Bis Ende des 15. Jahrhunderts hatten Kartographen eine Reihe von Territorialkarten italienischer Regionen erstellt, darunter auch der Gegenden um Padua, Parma und Verona.² Jenseits der Alpen hingegen waren beträchtliche Landflächen weiterhin unkartiert.

Statt Landflächen in zwei Dimensionen mathematisch abzubilden, krümmten mittelalterliche Karten nördlich der Alpen den Raum, so als würden sie sich an Itineraren orientieren. Selbst damals waren die einzigen zweidimensionalen Darstellungen der deutschen Gebiete, die aus dem Hochmittelalter überliefert sind, Auszüge aus Weltkarten; das wohl bekannteste Beispiel ist die Ebstorfer *mappa mundi* aus der Zeit um 1300.³ Diese riesige kreisförmige, nach Osten ausgerichtete Karte mit einem Durchmesser von ca. 3,5 Metern weist ungefähr 500 Gebäude auf, die Städte, Kirchen, Burgen und Klöster darstellen; sie zeigt zudem mehr als 100 Gewässer, jede Menge Inseln und Berge, 45 menschliche oder menschenähnliche Geschöpfe sowie etwa 60 Tiere. Anders als moderne Weltkarten, welche die Erde zu einem bestimmten Zeitpunkt darstellen, verschmolzen in der Ebstorfer Weltkarte Vergangenheit und Gegenwart – religiöse wie weltliche – zu einer umfassenden Geschichte Gottes, des Menschen und der Natur.⁴

Experten für mittelalterliche Kartographie betonen, wir müssten die Ebstorfer *mappa mundi* anhand ihrer eigenen Bedingungen begreifen – nämlich als kartierte Sakralgeschichte – und dürften sie nicht als maßstabs-



Die deutschen Gebiete auf der Ebstorfer mappa mundi, um 1300.

getreue Darstellung der geographischen Welt beurteilen. Für die deutschen Gebiete jedoch hat die Karte konkrete Ortsfakten zu bieten, die der anonyme Kartograph kannte oder von denen er gelesen hatte.⁵ So lokalisiert sie gut 100 deutsche Städte und Klöster – mindestens 80 davon finden sich erstmals auf einer Karte, von der wir wissen –, indem sie sie namentlich benennt und mitunter mit dem Symbol eines Turms oder einer Burg versieht.⁶ So wird etwa Lüneburg, die dem Kloster Ebstorf nächstgelegene Stadt, durch drei Türme, eine Flagge und den namengebenden Mond (*luna*) dargestellt; Braunschweig, die nächstnähere Stadt, ist durch einen Löwen markiert, denn im dortigen Dom lagen Heinrich der Löwe und seine Frau Mathilde begraben; Köln, damals die größte Stadt auf deutschem Gebiet, wird mit der eindrucksvollsten Festungsanlage gezeigt; und Aachen, Ruhestätte von Karl dem Großen, ist an seinen heißen Quellen zu erkennen, die schon zu Römerzeiten berühmt waren. Trier, Worms, Speyer, Erfurt und Wien sind ebenfalls prominent präsentiert, genauso wie zahlreiche Klöster, darunter Ebstorf, die Abteien von Corvey und Nienburg sowie die drei karolingischen Klöster auf der übergroß dargestellten, aber als solche erkennbaren Insel Reichenau. Ausgehend von römischen Verwaltungsbezeichnungen, benennt die Karte einzelne Regionen wie Obergermanien

(*Germania superior*), Polen, Franken, Westfalen, Friesland, Schwaben und Sachsen, hat jedoch wenig Sinn für deren jeweilige Gestalt. Grenzen sind ebenfalls nicht eingezeichnet – sieht man einmal ab von Bemerkungen, die auf die Karte gekritzelt wurden und in denen es heißt: «Der Rhein trennt Gallier und Germanen»; oder die Bezeichnung «Polonia», die sich direkt östlich der Oder befindet, oder «Teutonia» östlich der Vogesen. Ebenso wenig versucht die Karte, Ausmaß und Größe der Gebirge zu ermessen, auch wenn ein Band der Alpen Salzburg, Augsburg und Zürich von Bressanone, Trento und Mailand trennt sowie als Rheinquelle fungiert.

Die Ebstorfer Weltkarte besitzt eine ganz eigene Präzision, orientiert sich dabei jedoch nicht an mathematisch berechneten Entfernungen und Richtungen. Der Raum wird hier nicht auf ein Gitternetz projiziert, die einzelnen Gebiete sind nicht maßstabsgetreu dargestellt; was wichtig ist, wird vielmehr von der Route bzw. dem Itinerarium bestimmt.⁷ 200 Jahre später, um 1500, setzten Reisende bei der Reiseplanung und zur Orientierung noch immer auf Berichte, nicht auf Karten. Sie wurden oftmals zusammengerollt in kleinen Kupferdosen aufbewahrt und listeten schriftlich – nicht gezeichnet – eine Abfolge von Orten auf. Ein bekanntes Beispiel ist das Itinerar von Brügge aus dem 15. Jahrhundert. Als Kompendium von Handelswegen verzeichnet es große und kleine Städte, durch die Kaufleute kamen, wenn sie von Brügge nach Lübeck, von Mainz nach Krakau, von Köln nach Rom reisten oder auf irgendeiner der vielen anderen Routen unterwegs waren, die Europa kreuz und quer durchzogen.⁸

Von der damaligen Erfahrung, sich durch den Raum zu bewegen, bekommen wir eine Ahnung, wenn wir die größte Gruppe erhaltener Itinerare nehmen – diejenigen, die Fahrten ins Heilige Land dokumentieren – und Adligen und Klerikern auf ihren Reisen gen Süden über die Alpen und nach Venedig folgen, wo deutsche Pilger in einem «Deutschen Haus» Unterkunft fanden, ehe sie Galeeren bestiegen, die sie nach Palästina brachten.⁹ Es dürfte nicht wirklich überraschen, dass Pilger überwiegend Schauplätze bekannter Wunder oder Orte voller religiöser Reliquien beschrieben.¹⁰ Da die Erfahrung des Heiligen wichtiger war als die Kenntnis des eigenen Landes, blieben räumliche Markierungen weiterhin spärlich. Itinerare führten Städte auf, verzeichneten die Entfernung zwischen ihnen und vermerkten allenfalls den besonderen Status von Kaiserstädten. Die meisten Städte aber bekamen weder Adjektive noch beschreibende Wendungen, und nur in ein paar wenigen Fällen verriet der Verfasser, wem oder

zu welchem Territorium eine Stadt gehörte.¹¹ Auch Grenzen waren nicht konsistent oder präzise verzeichnet. In der Regel stellten Pilger – bzw. die gebildeten Männer, die für sie Journal führten – Grenzen nicht als Linien dar, sondern als Übergangszonen, die sprachlich markiert waren und Städte voneinander trennten. So sei Trento «halb Deutsch und halb Welsch», Verona hingegen «ganz Welsch», bemerkte der Schreiber des Landgrafen Wilhelm des Tapferen von Thüringen 1461.¹² Deutschland, wo Deutsch gesprochen wurde, nahm die eine Seite ein, Italien, wo man Italienisch reden hörte, die andere. Der Ritter Arnold von Harff hat diesen Beschreibungssinn auf den Punkt gebracht, als er die Pilgeritinerare als Reiseberichte «von steden zu steden von dorffer zo dorffer von spraichen zo spraichen», charakterisierte.¹³

III.

Bevor die türkischen Osmanen im Mai 1453 Konstantinopel eroberten, gab es demnach – sieht man von den Itineraren einmal ab – keine zweidimensionalen Beschreibungen oder Bilder von Deutschland. Doch mit dem «Verlust» dessen, was damals die vermutlich größte Stadt der Christenheit war, begann sich das zu ändern. Als der päpstliche Gesandte Enea Silvio Piccolomini am 12. Juni 1453 an Papst Nikolaus schrieb, verwendete er in seinem Brief eine Kontinentalbezeichnung, die im Mittelalter außer Gebrauch gekommen war: «aber sind wir in Europa (...) erschüttert und niedergemetzelt worden.» Diesen Satz wiederholte er fast wortgleich auf dem Frankfurter Reichstag 1454, als er an «euch Deutsche» (*Vos germani*) appellierte, beim Kampf gegen die Türken zu helfen, denn nie zuvor sei «so viel Christenblut vergossen» und «unsere Religion schändlich erschüttert» worden.¹⁴

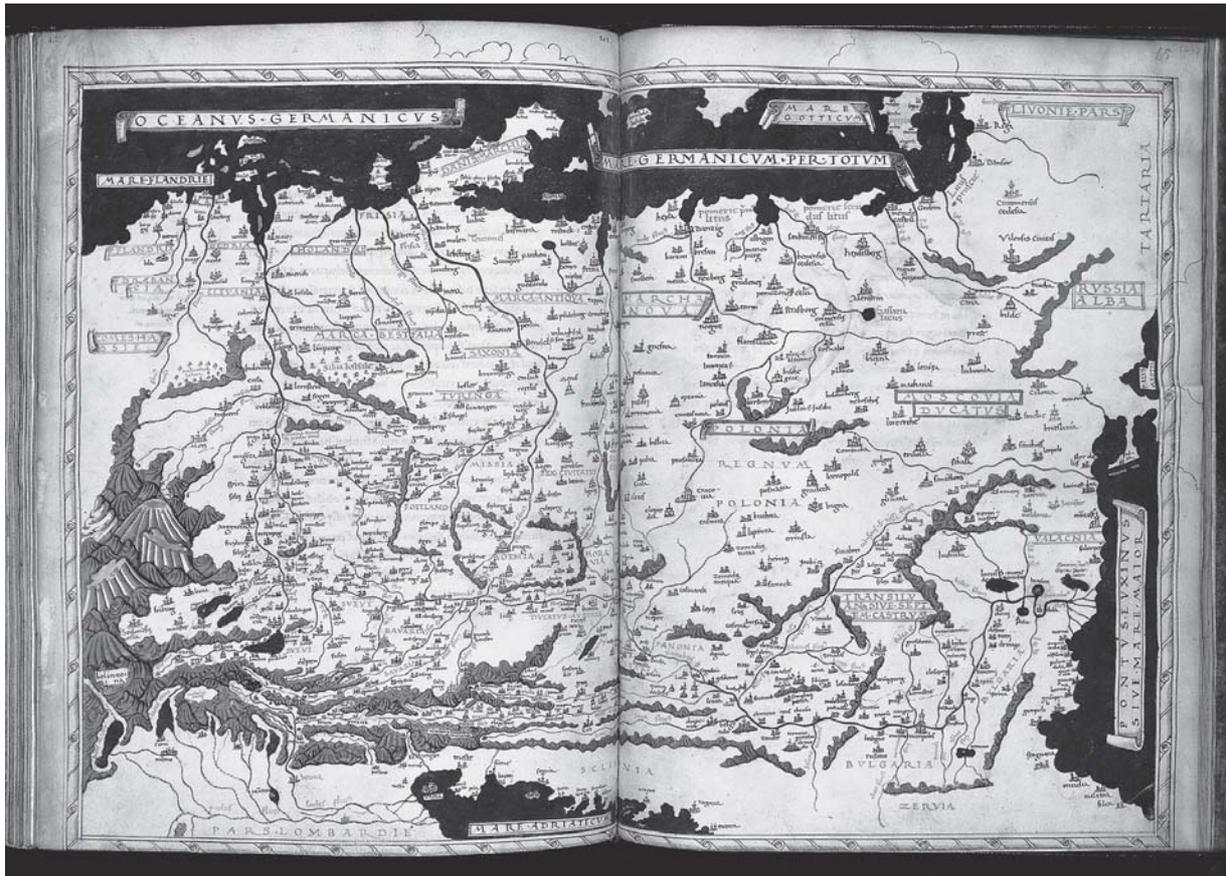
Die sogenannte Frankfurter Rede («Constantinopolitana clades») deutete schon voraus auf einen äußerst einflussreichen und weit verbreiteten Brieftraktat, nämlich Piccolominis *Germania* von 1457/58, die in der ersten gedruckten Fassung 1496 den Titel *De ritu, situ, moribus et conditione Germaniae* trug.¹⁵ Darin wies er Beschwerden über Missstände in der katholischen Kirche zurück und betonte, dass die Deutschen wohlhabend und zivilisiert geworden seien und dass sie das dem Christentum und der Römischen Kirche zu verdanken hätten. Er beschrieb Deutschland als aus-

gedehntes Land, das sich weit über die Donau und den Rhein hinaus erstreckte, «die einst die Grenzen Germaniens bildeten», und pries es ob all seiner «bebaute[n] Äcker und Neubrüche, Weinberge, Gärten, Blumenbeete, Obstpflanzungen auf dem Lande und in den Vorstädten», als Land, das jede Menge «Gebäude voll Kostbarkeiten, reizende Landhäuser, auf Bergen gelegene Burgen, ummauerte Ortschaften, überaus glänzende Städte» besitze.¹⁶ Piccolomini konnte dabei auf zwei Jahrzehnte eigener Erfahrung zurückgreifen, die er als Reisender und Inhaber verschiedener klerikaler Ämter in deutschen Landen gemacht hatte. So wusste er zu berichten, dass die Städte dort «so sauber sind und einen so erfreulichen Anblick bieten» wie nirgendwo sonst in Europa.¹⁷ Einige Städte beschrieb er eingehender mit ihren spezifischen Merkmalen. So heißt es etwa über Köln: «Da staunt man über die prachtvollen Kirchen und Häuser, über die große Einwohnerzahl, über die reichen Schätze, über die Dächer aus Bleiplatten, die herrlichen Paläste und die schützenden Türme.» Die Stadt Straßburg «ähnelte Venedig, denn sie ist von vielen Kanälen durchzogen». Und Frankfurt am Main «hat zwar größtenteils nur Holzhäuser, ist aber mit mehreren steinernen Palästen geschmückt, in denen man selbst Könige durchaus würdig aufnehmen kann».¹⁸ Bei weniger bedeutsamen Orten bediente sich Piccolomini oftmals der gängigen Klischees urbaner Panegyrik und beschrieb größere und kleinere Städte als prächtig, schmuckvoll, glanzvoll, erhaben, herrlich oder einfach als nicht zu übersehen. Deutschlands Klöster lobte er als Orte, wo «die Leute reichlich gepflegt werden und Gastfreundschaft gegenüber jederlei Art in großartiger Weise geübt wird», seine Universitäten bewunderte er, denn «an ihnen haben berühmte, hochgelehrte Männer gelehrt, und auch in unserer Zeit gibt es nicht minder berühmte».¹⁹ Mit seinem Lob deutscher Sitten und Gebräuche bei Arbeit und Glauben wollte Piccolomini deutlich machen, dass die Deutschen durch das Christentum zu einem höchst kultivierten Volk geworden waren – das deutlich zivilisierter war als die ungehobelten, Tierhäute tragenden Stämme, die antike Autoren beschrieben und gepriesen hatten. In Piccolominis Deutschland schimmert allerorten das friedliche Wesen der Deutschen durch, denn trotz ihrer kriegerischen Fertigkeiten würden sie, wie er feststellte, in Eintracht mit ihren Nachbarn leben. Ein Kritikpunkt findet sich schlussendlich aber doch in Piccolominis *Germania*. Im Kontext seiner Lobrede geißelte der päpstliche Legat die Deutschen für ihre offenbar angeborene Unfähigkeit, einem einzigen Anführer zu folgen: «Wohl er-



kennt ihr den Kaiser als euren König und Herrn an, aber er übt seine Herrschaft offensichtlich wie ein Bettler aus, und seine Macht ist gleich Null. Ihr gehorcht ihm nur, soweit ihr wollt, und ihr wollt so wenig wie möglich.»²⁰

Von Historikern wird Piccolominis Beitrag zur Idee von einer deutschen Nation gerne übersehen. Schließlich war er, der erfahrene Gesandte, Bischof und spätere Papst Pius II., Italiener und nicht Deutscher. Er schrieb auf Lateinisch, diente den Interessen Roms und hoffte, die für den Kampf gegen die türkischen Osmanen erforderlichen Finanzmittel vor allem durch Schmeicheleien einzuwerben. Doch mit seiner *Germania* erklärte erstmals in nachklassischer Zeit ein Autor Deutschland als Raum und beschrieb die Städte darin – und diese Darstellung orientierte sich weder an Itineraren, noch fungierte sie als ein solcher Reisebericht. Etwa zur gleichen Zeit er-



Henricus Martellus, Karte Mitteleuropas (1490er Jahre).

mittelte zudem Piccolominis Humanistenfreund Nikolaus von Kues die Koordinaten mitteleuropäischer Städte (oder ließ sie ermitteln).²¹

Nicolaus Cusanus, wie er latinisiert hieß, einer der einflussreichsten Philosophen des Spätmittelalters, hatte auf den Fall Konstantinopels nicht mit dem Ruf nach Krieg, sondern mit der Bitte um Frieden reagiert. Möglicherweise hatte er auch eine Karte erstellt. Doch die ursprüngliche «Cusanus-Karte», wenn es sie denn je gab, ist verloren gegangen, und wir können allenfalls erahnen, wie sie ausgesehen haben könnte, wenn wir uns Nachdrucke aus den 1490er Jahren anschauen, also lange nach Cusanus' Tod 1464. Doch ungeachtet dessen, ob diese späteren Exemplare auf Koordinaten oder einer tatsächlich existierenden Karte basieren, weisen sie ein hohes Maß an Präzision auf, insbesondere wenn es um das (heutige) Osteuropa geht (das damals oft als Nordeuropa bezeichnet wurde). In einem schmucken Exemplar, das der deutsche Kartograph Henricus Martellus in den 1490er Jahren schuf, sind die Städte durch Symbole markiert und mit Namen versehen; Gebirge, Seen und Flüsse sind erstaunlich detail-

liert verzeichnet; und regionale Landschaften wie Schlesien und Polen gehen fließend ineinander über. Diese Karte, die genordet und nicht nach Jerusalem oder Osten ausgerichtet ist, die maßstabsgetreu und zweidimensional ist, ist die erste mutmaßlich exakte kartographische Darstellung Mitteleuropas.

IV.

Läuteten Piccolomini und Cusanus den Wandel von einer auf Itineraren beruhenden hin zu einer zweidimensionalen, gebietszentrierten, kartierten Raumvorstellung ein, so beschleunigten drei weitere Entwicklungen diesen Übergang. Dazu zählen erstens die Wiederentdeckung der *Geographia* des Claudius Ptolemäus in Konstantinopel, eines Werks des griechischen Mathematikers und Astronomen, der vor allem für sein fälschlicherweise geozentrisches Modell des Sonnensystems bekannt ist, und die Übersetzung dieser Handschrift ins Lateinische durch Jacobus Angelus 1406. Die *Geographia*, die im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Alexandria kompiliert wurde, lieferte gut 8000 Koordinaten, mit denen die Städte, Flüsse, Berge und Küstenlinien der drei damals bekannten Kontinente verortet wurden.²² Die bekannte und unbekannte Welt auf begrenztem, einheitlichem Raum zu erfassen ermöglichte es den Kartographen, sich den Raum der Erde als Gitter vorzustellen, das durch Längen- und Breitengrade markiert und in Grad und Minuten unterteilt war.

Die neuen Karten befeuerten die Neugier und den Entdeckergeist. So versetzten die ptolemäischen Karten Christoph Kolumbus in die Lage, der spanischen Königin Isabella seine Pläne für eine mögliche Weltumsegelung schmackhaft zu machen. Ptolemäus lieferte zudem eine Definition der Geographie als «auf einem Abbildungsverfahren beruhende Nachbildung des gesamten bekannten Teils der Erde», im Gegensatz zur Chorographie, die «die einzelnen Teilgebiete getrennt voneinander darstellt und dabei beinahe alle kleinsten Einzelheiten der erfassten Teile verzeichnet, wie Häfen, Dörfer und Bezirke sowie die Nebenflüsse von Hauptflüssen und dergleichen».²³ Er beschrieb neue Möglichkeiten, wie sich der dreidimensionale Globus auf eine zweidimensionale Landkarte projizieren ließ, und präsentierte ein Bild der Welt in einem einmaligen Augenblick. Während mittelalterliche *mappae mundi* wie die Ebstorfer Weltkarte die Heilsgeschichte

in eine einzige zweidimensionale Darstellung packten, trennten die ptolemäischen Karten die Gegenwart von der Vergangenheit und damit den Raum von einer religiösen Zeiterzählung.

Die zweite Entwicklung, die den Übergang zu einer kartierten, also auf Karten basierenden Weltvorstellung beschleunigte, nannte der Moralphilosoph und Ökonom Adam Smith «die beiden größten und bedeutendsten Ereignisse, welche die Geschichte der Menschheit verzeichnet» – nämlich die Landung des Kolumbus 1492 dort, wo er irrtümlicherweise die Ostindischen Inseln vermutete, und Vasco da Gamas Umseglung des Kaps der Guten Hoffnung 1497, womit der Seeweg nach Indien gefunden war.²⁴ Diese beiden Entdeckungen lösten einen regelrechten *furor geographicus* aus, der sich in den nachfolgenden Jahrzehnten noch verstärkte.²⁵ Zu der Zeit, als Ferdinand Magellans Schiffe 1522 von der ersten Erdumrundung zurückkehrten, begriffen die Menschen allmählich, dass der Ozean, der die neuen Welten von Asien trennte, riesig war und dass die Weltmeere die Erde nicht ringförmig umschlossen, sondern miteinander verbanden. Als Forschungsreisende in den 1530er Jahren Baja California entdeckten und den Sankt-Lorenz-Strom flussaufwärts erkundeten, erkannten auch einige Humanisten, dass die Gewässer der Erde befahrbar, die neuen Gebiete groß wie Kontinente und diese neuen Kontinente bewohnt waren.²⁶ Diese Entdeckungen veränderten die räumlichen Vorstellungsmuster und stellten Europa in einen neuen Rahmen. Dass es in der Neuen Welt Städte gab – die weder in biblischen Texten noch bei den antiken Autoren erwähnt wurden –, schockierte europäische Beobachter. Als Hernán Cortés 1521 Tenochtitlán zerstörte, war die Stadt, die man heute als Mexiko City kennt, vermutlich dreimal so groß wie jede deutsche Stadt.²⁷

Die dritte Entwicklung, die Erfindung des Buchdrucks in den 1450er Jahren, war vermutlich am bedeutsamsten. Sie machte aus Büchern, die erst kurz zuvor aus den Skriptorien der Klöster und den Bibliotheken der wenigen europäischen Universitäten befreit worden waren, «fliegende Teppiche» und verlieh Texten «buchstäblich Flügel».²⁸ Das war eine weitreichende und unumkehrbare Revolution.²⁹ Der Buchdruck verschaffte der Sprache eine neue Dauerhaftigkeit, weil er die Sprachdrift aufhielt und Verfall sowie Zersplitterung neuer Erkenntnisse verlangsamte. Wörter wurden von ihrem Verfasser getrennt und gewannen ein Eigenleben. Auf einer Seite angeordnet, ließen sie sich leichter analysieren und sezieren, widerlegen

und verbessern. Neue Techniken – wie das «Zurückspulen» oder das Herstellen von Querverweisen zwischen ganzen Abschnitten und bestimmten Aspekten – veränderten und intensivierten die öffentliche Diskussion über die Wahrheit von Aussagen. Zudem verschaffte die Druckerpresse Ideen ein breiteres Publikum, nicht nur in den großen Städten, sondern auch in kleineren Orten und Dörfern, wo lesekundige Menschen, die Bücher laut vortrugen, den Geschichtenerzähler ersetzten.³⁰ Überdies ließen sich nicht nur Wörter, sondern auch Bilder reproduzieren, wodurch das entstand, was William M. Ivins Jr., langjähriger Kurator der Abteilung für Druck am Metropolitan Museum of Art in New York, als «exakt wiederholbare bildliche Aussagen» bezeichnete.³¹ Im Gegensatz zu handschriftlichen Kopien ließen sich die Repliken von Bildern ohne wirklichen Qualitätsverlust herstellen; Gelehrte konnten sie vergleichen und korrigieren; und eine Verbesserung in einem Bereich implizierte keine Verschlechterung in einem anderen.

Dieser Übergang – von einer überwiegend mündlichen, auf Klang basierenden, mnemotechnischen Welt hin zu einer in erster Linie visuellen Kultur – hatte in fast allen Bereichen tiefgreifende Folgen und veränderte sogar das Raum- und Zeitempfinden. Bevor das gedruckte Wort breit verfügbar war, wussten viele Menschen nicht, in welchem Jahr des Herrn sie gerade lebten, die meisten hatten keine Vorstellung, wo sie geboren worden waren, und Leben und Arbeit wurden in ihrem Gang von einer religiösen und nicht einer numerischen Zeitrechnung bestimmt.³² Doch als gedruckte Kalender, Stundenbücher, Itinerare und geschichtliche Darstellungen datiertes Material weithin verfügbar machten, trat die abstrakte numerische Zeit neben christliche Formen der Zeitrechnung und ersetzte sie allmählich. Immer mehr Menschen unterteilten die Zeit nach Jahrhunderten, Dekaden und Kalenderjahren, nach Monaten und Tagen und, mit der Ausbreitung von Gleichgewichtsuhrn an Kirchtürmen, nach Stunden.³³

Auch bei den räumlichen Mentalitäten kam es zu einer langsamen, aber signifikanten Verschiebung. Zwar wurden weiterhin Itinerare veröffentlicht, und der Buchdruck beschleunigte ihre Verbreitung sogar noch, doch auch Karten erfreuten sich zunehmender Beliebtheit. Forscher schätzen, dass zwischen 1400 und 1472 nur ein paar tausend Karten in Umlauf waren. Nach der Erfindung des Buchdrucks stieg diese Zahl zwischen 1472 und 1500 auf schätzungsweise 56 000 und ging bis Ende des 16. Jahrhunderts vielleicht sogar in die Millionen.³⁴ Karten beförderten

das geographische Wissen, halfen beim Studium der Geschichte und fungierten als Gedächtnisstütze. Wo sie in Häusern zur Schau gestellt wurden, kündeten sie von den humanistischen Interessen, der Weltläufigkeit und dem Patriotismus des Besitzers. Sie waren zudem für die Reiseplanung von Nutzen und zeigten Menschen, wie man in Räumen statt in Linien, in Gebieten statt in Transversalen dachte und wie man sich selbst in Territorien, Ländern und Kontinenten verortete.³⁵ Zwischen 1470 und 1600 stellten gut zwei Drittel aller gedruckten Karten Europa und dessen Länder dar, während der Rest andere Kontinente, die Neue Welt, das Heilige Land (nach wie vor die am häufigsten kartierte kleinere Region) und die Weltmeere abbildete.³⁶ Die Karten vermittelten neues Wissen über den Verlauf von Küstenlinien, die Gestalt von Nationen und die relative Lage von Städten, Gewässern und Gebirgen. Weil Karten uns «gewissermaßen eine Brille vor die Augen setzten», wie ein Kartograph des 16. Jahrhunderts es formulierte, gerieten Deutschland, Europa und die Welt genauer in den Blick.³⁷

V.

Natürlich gab es den Namen für Deutschland schon lange vor den Karten des 16. Jahrhunderts. Etwa zwischen dem ersten Jahrhundert v. Chr. und dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bezeichneten die Römer die Gebiete nördlich der Donau und östlich des Rheins als «Germania», und das ist seither die gängige lateinische Bezeichnung, wie sie von Außenstehenden verwendet wird.³⁸ In den germanischen Sprachen jedoch ist der etymologische Entwicklungspfad ein wenig komplizierter. Vor dem 11. Jahrhundert wurden «diutsche lant» und «diutischi liuti» allenfalls als geographische Adjektive verwendet, als Nomen waren Deutschland und die Deutschen im Grunde noch unbekannt.³⁹ Wir begegnen ihnen im *Annolied*, einer im 11. Jahrhundert verfassten Hymne auf Köln als die «schönste Stadt, / die je in deutschem Land entstand».⁴⁰ Diese Dichtung, welche die christliche Heilsgeschichte mit der Geschichte der Stadt verwebt und am Ende die Taten von Erzbischof Anno II. preist, erzählt überwiegend von Kämpfen, die mit den Römern ausgefochten wurden.⁴¹ In anderen Dokumenten beziehen sich die deutschen Lande auf den riesigen, wenn auch vagen Raum, wo die deutsche Sprache gesprochen wurde.

Im 13. Jahrhundert sprachen Minnesänger wie Walther von der Vogelweide oder Reibot von Durne, Verfasser eines Georgsromans, vom «tiutsche lant», dessen ungeheure Ausdehnung sie kannten und wo Fürsten sie für den melodiosen Klang ihrer schmeichlerischen Dichtung bezahlten.⁴²

Der politische Beiklang des geographischen Terminus war freilich eine spätere Entwicklung. Zwar war «Deutschland» mit Sicherheit Bestandteil des politischen Vokabulars im Hochmittelalter, doch taucht der Begriff deutlich seltener auf, als man erwarten würde. Die Goldene Bulle, der komplexe verfassungsartige Text, der 1356 dauerhafte Regeln für die Königswahl im spätmittelalterlichen Reich festlegte, spricht nur viermal von «deutsch» oder «Deutschland»: zweimal in Bezug auf den geistlichen Herrschaftsbereich des Erzbischofs von Mainz und zweimal, um damit die Gebiete zu bezeichnen, in denen Deutsch Volkssprache war.⁴³ Bis Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die sprachliche Koppelung von «deutsch» und «Reich» immer häufiger, doch erst in den 1480er Jahren – als sich die Diskussion über eine Reichsreform intensivierte – sprachen Diplomaten und Staatsmänner, wenn sie die regierenden Organe meinten, regelmäßig vom «heiligen Römischen Reich und der würdigen Teutschen Nacion», vom «Römischen Reich Teutscher Nation» und, seit dem Kölner Reichsabschied 1512, vom «Heiligen Römischen Reich teutscher Nation».⁴⁴ Danach, im Laufe des 16. Jahrhunderts, war von «Deutschland» im politischen Sprachgebrauch häufig die Rede. In seiner Nominalform bezeichnete das Wort dem Wörterbuch der Brüder Grimm zufolge das Gebiet, wo Deutsch sprechende Menschen lebten.⁴⁵

Wie die neue Bezeichnung implizierte, war Deutschland das geographische Herzstück eines mittelalterlichen Reiches, das dem Geist der Blutsverwandtschaft – «der ‹Mann› eines anderen Mannes sein», wie Marc Bloch das nannte – näher war als dem Wesen eines souveränen Staates.⁴⁶ In Ersterem zählten vor allem Haus und Abstammung eines Herrn, nicht die Ausdehnung seiner Ländereien. Die Grenzen waren nach wie vor «durchlässig und unklar; Souveränitäten gingen kaum wahrnehmbar ineinander über». In souveränen Staaten hingegen «wird die staatliche Souveränität vollständig, umfassend und gleichmäßig über jeden Quadratmeter eines legal abgegrenzten Territoriums ausgeübt».⁴⁷ Das Reich, das Zentren und Peripherien, starke und schwache Rechtsprechung, besteuerte und von Steuern ausgenommene Gebiete sowie Territorien unterschiedlichen Gra-

des an Status, Macht und Autonomie unter seinem Dach vereinte, war ein riesiges und komplexes Gefüge rechtlicher, militärischer und ritueller Ordnungen, in denen wenig fest geregelt war. Es gab keine Hauptstadt im modernen Sinne, und die Reichstage (als formale Zusammenkünfte der Stände) wurden mal in der einen, mal in der anderen Stadt abgehalten. Selbst der kaiserliche Hof war ständig unterwegs. Da des Kaisers Macht auf Präsenz und Sichtbarkeit gründete, reichte sie nur so weit, wie er reisen konnte.

VI.

Wie die dokumentierten Aufenthalte Kaiser Maximilians I. zeigen, war sein Reich ein sehr stark an den Flüssen orientiertes Gebilde, dessen Zentren im Süden und im Westen lagen und wo der Rückzug in die Sicherheit größerer Erhebungen weiterhin eine strategische Notwendigkeit blieb. Der Kaiser war nicht nur weit davon entfernt, die Ränder seines Reiches zu kontrollieren, er suchte sie noch nicht einmal auf. Insbesondere der Norden und der Osten blieben ihm fern und entzogen sich seinem Zugriff.

Auf dem Gebiet, das üblicherweise als Deutschland galt, gab es etwa 4000 Städte, die meisten davon klein und mit einer Einwohnerzahl, die nur selten die Marke von 2000 Menschen überschritt.⁴⁸ Es gab aber auch größere Städte wie Prag, Köln, Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Lübeck und Wien, die alle mehr als 25 000 Bewohner hatten.⁴⁹ Das mag bescheiden klingen im Vergleich zu europäischen Zentren wie Paris, Neapel, Mailand, Venedig und Granada, von Weltstädten wie Peking, Hangzhou, Kyoto, Vijayanagar, Delhi, Kairo und Konstantinopel gar nicht erst zu reden, doch einige von ihnen waren Orte beträchtlicher gesellschaftlicher und geistiger Gärungsprozesse.⁵⁰ So waren es beispielsweise Deutschlands bescheidene Handelsstädte – zunächst Mainz und Straßburg, dann Nürnberg, Augsburg und Basel –, in denen die neue Technologie des Buchdrucks eine Blüte erlebte.⁵¹ «Es wird für gewiß gehalten, daß die Macht Deutschlands viel mehr in den Städten besteht als in den Fürsten», schrieb der scharfsichtige Niccolò Machiavelli – die freien Reichsstädte seien der «Nerv des Landes, wo Geld und Ordnung ist».⁵² Und der nicht weniger scharfsinnige Jean Bodin, der französische Staatstheoretiker der Souveränität, erklärte eine



Stadt, nämlich Nürnberg, zur «bedeutendsten, berühmtesten und bestorganisierten aller Reichsstädte».⁵³

VII.

Die Stadt Nürnberg, wo ein besonders reges Interesse am veröffentlichten Wort und am gedruckten Bild herrschte, war die Heimat von Anton Koberger, dem ambitioniertesten und erfolgreichsten Verleger Deutschlands, sowie von Albrecht Dürer, dem Sohn eines Goldschmieds, der dort seine Lehrzeit als Maler absolvierte, bevor er 1493 vor der Pest in die Toskana floh, wo er die Lehren der wissenschaftlichen Perspektive auf den neuen Malstil anwandte. In Nürnberg fertigte der Kartograph Martin Be-

haim, ausgehend von den Karten des Ptolemäus und den neuen Erkenntnissen portugiesischer Entdecker über die Gestalt der afrikanischen Küste, den ältesten erhaltenen Globus.⁵⁴ Das «Auge und Ohr Deutschlands», wie Martin Luther Nürnberg später nannte, verband Paris und Straßburg mit Prag und Krakau.⁵⁵ In vielen Städten genossen Nürnbergs Kaufleute besondere Rechte und Privilegien, außerdem waren sie von lästigen Zollzahlungen befreit. Nürnberg wurde zudem zu einem Zentrum für die Entwicklung von Instrumenten, die Zeit und Raum maßen, etwa Peter Henleins Taschenuhren, die zu den ersten tragbaren kleinen Uhren gehörten, und Johannes Schöners Globus von 1515, von dem man lange glaubte, er zeige als erste Karte den neu entdeckten Kontinent «Amerika».⁵⁶ Gleichzeitig tauchte in den Zirkeln der Nürnberger Humanisten das Cusanus-Bild Mitteleuropas, leicht verändert, wieder auf in einem Werk, das Deutschland in den Kontext der Welt stellte.

Dieses Werk, Hartmann Schedels 1493 erschienener *Liber Chronicarum*, verband die spätmittelalterliche Vorstellungswelt mit neuen Formen räumlicher Konzeption. Hergestellt im sogenannten «Königsformat» (47 x 32,5 Zentimeter), mit 326 Folioseiten in der lateinischen und 297 in der deutschen Ausgabe, war die «Nürnberger Chronik», wie sie im englischen Sprachraum noch immer genannt wird, mit 1809 Holzschnitten versehen. Damit war sie das opulenteste illustrierte Werk in der Frühzeit des Buchdrucks, das den ganzen Stolz, die Macht und den Reichtum der Nürnberger Elite zum Ausdruck brachte.⁵⁷

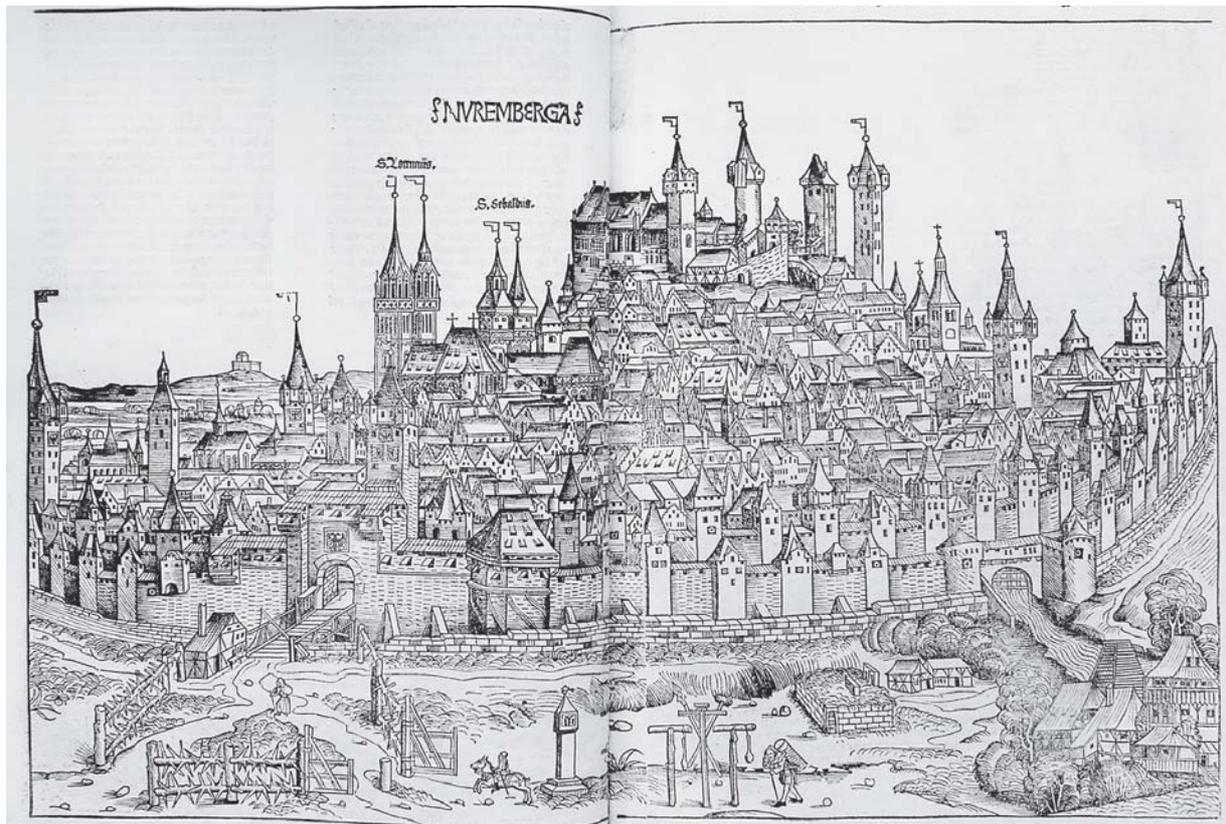
Schedel, der das Werk nicht im eigentlichen Sinne verfasste, sondern orchestrierte, brachte ein Ensemble außergewöhnlicher lokaler Talente zusammen, darunter den jungen Albrecht Dürer, Hieronymus Münzer (einen Arzt, Reisenden und Kartographen), Georg Alt (der den lateinischen Text ins Deutsche übersetzte), Michael Wohlgemut (von dem Dürer die Kunst des Holzschnitts erlernte) sowie Wilhelm Pleydenwurff, Wohlgemuts Stiefsohn und selbst ein brillanter Holzbildhauer, Illustrator und Maler. Die Produktion war enorm aufwändig und teuer. Doch trotz der Kosten (einer Schätzung zufolge waren es umgerechnet fünfeinhalb Ochsen) wurde die *Schedelsche Weltchronik* über Nacht zu einem überwältigenden Erfolg, von dem etwa 1400 Exemplare in lateinischer Sprache und 700 in deutscher Sprache verkauft wurden.⁵⁸

Wie viele andere mittelalterliche Chroniken erzählt Schedels Werk die Zeit entlang der sieben Schöpfungstage, wobei jeder Tag für eine Epoche

der Geschichte – ein «Weltalter» – steht.⁵⁹ Innerhalb dieses Schemas präsentierte Schedel Geschichten von biblischen Gestalten, Heiligen und Märtyrern, von den Häretikern, die die Einheit der Christenheit bedrohten, und den Kirchenmännern, die Einigkeit und Harmonie wiederherstellten. Er kritisierte auch Auswüchse äußerlicher Frömmigkeit, wie sie bei Fronleichnamprozessionen zutage traten, und verspottete die Neigung der kirchlichen Würdenträger, sich in Luxus zu hüllen. Was die Kritiker der Kirche betraf, war Schedel nicht weniger scharf. Er mokierte sich über Männer wie John Wycliffe, Jan Hus oder den Pauker von Niklashausen, die in ihren Predigten den klerikalen Luxus anprangerten und verkündeten, dass Holz und Wasser jedermann gehörten.⁶⁰ Schließlich enthält die *Weltchronik* auch berüchtigte – aber damals gängige – antijüdische Holzschnitte. Sie zeigen, wie ein Jude ein Bild des Kruzifixes durchbohrt und Blut herausspritzt, und sie thematisieren den angeblichen Ritualmord an Simon von Trient im Jahr 1475, einen Skandal, der jede Menge weiterer Anschuldigungen auslöste und schließlich zur Vertreibung unzähliger Juden aus einer Reihe süddeutscher Städte, darunter auch Nürnberg, führte.⁶¹ Beschlossen wird das Buch von leeren Seiten, die daran erinnern sollen, dass der Tag des Jüngsten Gerichts noch nicht gekommen ist.

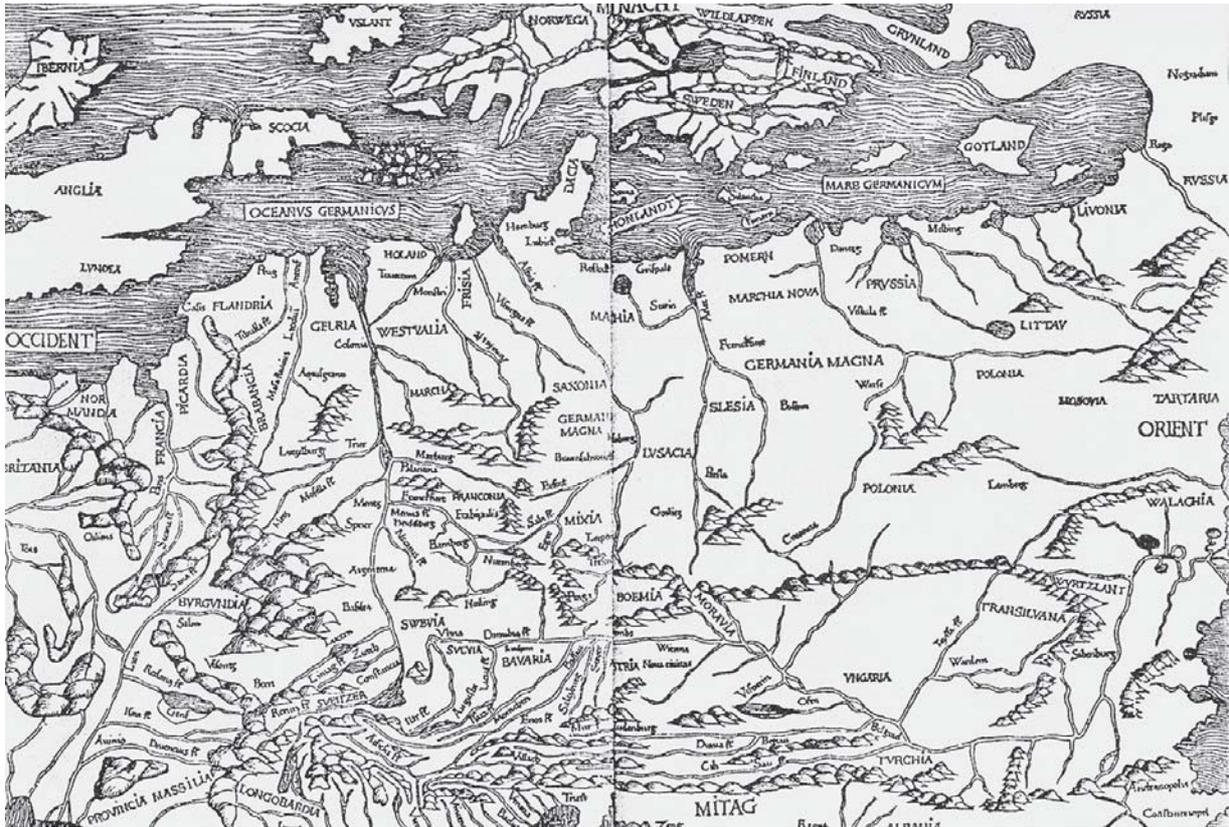
Als besonders eindrucksvoll erwiesen sich die Darstellungen von Städten in Holzschnitten, die den Betrachter oft buchstäblich von der Seite anzuspringen schienen. 25 Illustrationen nahmen die Hälfte oder zwei Drittel einer Doppelseite ein, in einem Fall, Nürnberg, sogar die gesamten zwei Seiten. Viele basierten auf tatsächlichen Beobachtungen oder auf Skizzen, die nach den Beobachtungen anderer gezeichnet wurden. 22 Holzschnitte, die feierten und zelebrierten, genauso aber auch dokumentierten und beschrieben, waren die ersten «naturalistischen» Bilder von Städten auf deutschem Gebiet.⁶² Michael Wohlgemuts Porträt Nürnbergs etwa bietet eine sorgfältige Darstellung der südlichen Stadtmauern, Wälle und Türme und gibt die Kirchen St. Lorenz und St. Sebald akkurat wieder.⁶³ Doch Wohlgemut hat die Komposition auch künstlerisch verdichtet, auf die Burg zentriert und die Stadt mit einer imposanten doppelreihigen Mauer umhüllt, wodurch der Eindruck entsteht, die physische Stadt und die menschliche Gemeinschaft seien miteinander verschmolzen.⁶⁴

Es war nicht die einzige Zeichnung, die auf diese Weise angefertigt wurde. Überall in der *Schedelschen Weltchronik* finden sich Skizzen, auf denen reale Gebäude mit vorgefertigten mehrstöckigen Türmen und



*Holzschnitt der Stadt Nürnberg in der
Schedelschen Weltchronik (1493).*

Häusern konkurrieren, so dass diese Bilder nicht als Freiluftskizzen, sondern als im Atelier angefertigte Kompositionen zu betrachten sind. Wie bei der Darstellung Nürnbergs vergrößerten die Künstler bewusst wichtige öffentliche Gebäude, vereinfachten das städtische Durcheinander und vermischten das Reale mit dem Idealen, das Empirische mit dem Konventionellen. Oftmals bilden städtische Gebäude auf dem Bild dichte «Cluster». In der Darstellung Ulms beispielsweise ist das Herdbruckertor (das 1827 abgerissene Haupttor) völlig überproportional wiedergegeben und überragt sogar das Münster. Im Bild von Regensburg sind die Patriziertürme fast so hoch wie der unvollendete Dom. Und im Münchner Holzschnitt nimmt das mittelalterliche gotische Isartor, ebenfalls überproportional groß, einen Großteil der Bildmitte ein. Andere Holzschnitte hingegen weisen schlecht ausgeführte Perspektiven und empirische Fehler auf. So ist zum Beispiel die Stadt Passau, von Süden her über den Inn gesehen, verkürzt dargestellt, und erst der Text lässt den Betrachter wissen, dass auch die Donau durch die Stadt fließt. Schließlich haben einige Bilder wenig Bezug zur Realität: Augsburg



Hieronymus Münzer, «Deutschland und die Nachbargebiete im Osten und Westen», Schedelsche Weltchronik, 1493.

burg ist lediglich anhand des Perlachturms und Magdeburg nur an der Elbe zu erkennen.

In der *Schedelschen Weltchronik* ist ein ständiges Hin und Her zwischen dem Idealen und dem Realen zu beobachten. Ähnlich wie bei den Menschenporträts der Renaissance, die eine Balance zwischen äußerer Ähnlichkeit und innerem Charakter zu finden suchten, strebte die *Chronik* bei der Darstellung der Städte weniger nach Wirklichkeitsnähe als vielmehr nach einer naturgetreuen Raumwahrnehmung, die der Stadt gerecht werden sollte.⁶⁵ Die Künstler stellten Städte aus der Perspektive von Reisenden dar, die sich diesen entweder auf einer Straße nähern oder von einem nahe gelegenen Hügel aus auf sie herabblicken. Sie zeigten imposante ummauerte Zitadellen, die mit heruntergelassenen Zugbrücken locken, und sie stellten Händler und Bürger dar, die in die Stadt eingelassen wurden, auch wenn dem manchmal Symbole beigegeben waren, die Alarm oder Warnung suggerieren – beispielsweise ein Galgen, der signalisierte, dass eine Stadt ihre eigene Gerichtsbarkeit hatte, oder kaiserliche

Wappen, die von «freien Reichsstädten» mit eigenen Territorien und Truppen kündeten.

Die *Schedelsche Weltchronik* enthielt auch zwei gedruckte Karten. Im Kapitel über das zweite Zeitalter reproduzierte Schedel die Weltkarte des Ptolemäus auf einem Faltblatt. Sie zeigte die hier in drei Teile geteilte Erde, welche die Söhne Noahs nach der Sintflut unter sich aufgeteilt hatten, wobei Sem Asien, Ham Afrika und Jafet Europa bekam, eine schmale, dürre Halbinsel des weitaus größeren Kontinents im Osten. Die zweite Karte hat Deutschland zum Gegenstand. Von Hieronymus Münzer hastig gezeichnet und in Holz geschnitten, basierte sie weitgehend auf einem viel feineren Kupferstich aus den 1490er Jahren, der sich wiederum an der inzwischen verschwundenen Karte bzw. den Koordinaten des Nikolaus von Kues orientiert hatte.⁶⁶ Münzer vereinfachte die Karte und änderte den Titel, so dass aus dem sorgfältig gezeichneten Mitteleuropa des Nikolaus von Kues das wurde, was der Arzt und Kartograph eine Karte Deutschlands nannte. Aufschlussreich ist auch die Platzierung der Karte. Münzer stellte sie an das Ende eines geographischen Nachworts, das an die Erzählung der sieben Weltalter angehängt war, fast so, als könne oder dürfe das religiöse Konzept die neue Vorstellung von Nation nicht enthalten. Schedel hatte sie in seinem ursprünglichen Plan nicht vorgesehen, und Münzer musste ihm in einem Brief mitteilen: «Am Schluss habe ich auch eine allgemeine Karte der Orte Deutschlands und der Nachbargebiete im Osten und Westen beigefügt, damit die Länge und Breite Deutschlands – vor Augen gestellt – deutlich hervortrete.»⁶⁷

VIII.

In der ursprünglichen *Historia von D. Johann Fausten*, die 1587 anonym veröffentlicht wurde, ist der Protagonist ein Kalendermacher und Astroном, der seinen Kampf mit Neugier und Wissenschaft verloren und einen verhängnisvollen Pakt mit dem Teufel geschlossen hat. Der Teufel bietet ihm viele Dinge an, unter anderem die Möglichkeit, einen Blick in Himmel und Hölle zu erhaschen und zu den Sternen zu reisen, was Faust bereitwillig annimmt. Auf seinem Flug gen Himmel sieht Faust die Städte, Länder und Kontinente – «Asiam, Aphricam und Europam» – sowie die Gewässer der Erde.⁶⁸ Nachdem er den Globus so gesehen hat, wie er wirklich ist (die

Neue Welt hatte noch nicht den Status eines Kontinents), kehrt er nach Hause zurück und reist auf einem fliegenden Pferd zunächst in die Länder und dann in die Städte Deutschlands und Europas. Seine Route beginnt in Trier, danach folgen Paris, Mainz, Neapel, Venedig, Padua, Rom, Mailand, Florenz, Lyon und Köln. Die kreuz und quer verlaufende rätselhafte Route lässt sich nicht ohne weiteres durch die allgemeine geographische Unkenntnis der damaligen Zeit erklären. Scheinbar irrational folgt die Route stattdessen der Reihenfolge, in der die europäischen Städte in Schedels *Weltchronik* auftauchen.⁶⁹ Der anonyme Verfasser der ersten Faust-Dichtung aus dem späten 16. Jahrhundert blätterte nicht nur in der Chronik und bewunderte die Holzschnitte, sondern kopierte auch den Text, so dass Schedels Beschreibungen der Städte oftmals wortwörtlich in der schicksalhaften Chronik der Faust-Tragödie wieder auftauchen – einer Tragödie, die sich als Erste mit der Neugier als dem verhängnisvollsten Makel des Menschen beschäftigte.

Im faustischen Nürnberg von 1500 finden wir die erste wirklich exakte, maßstabsgetreue Karte von Deutschland. Sie wurde von einem Erhard Etzlaub angefertigt, von dem wir nur wenig wissen, außer dass er 1460 in Erfurt geboren wurde, vermutlich nie eine formale oder vollständige Hochschulausbildung genossen hat und 1484 zum ersten Mal im Nürnberger Bürgerregister auftauchte.⁷⁰ Von einem Zeitgenossen wissen wir, dass man Etzlaubs Uhren «sogar in Rom verlangt» und dass er «mit den Grundlagen der Geographie und Astronomie hervorragend vertraut» sei.⁷¹

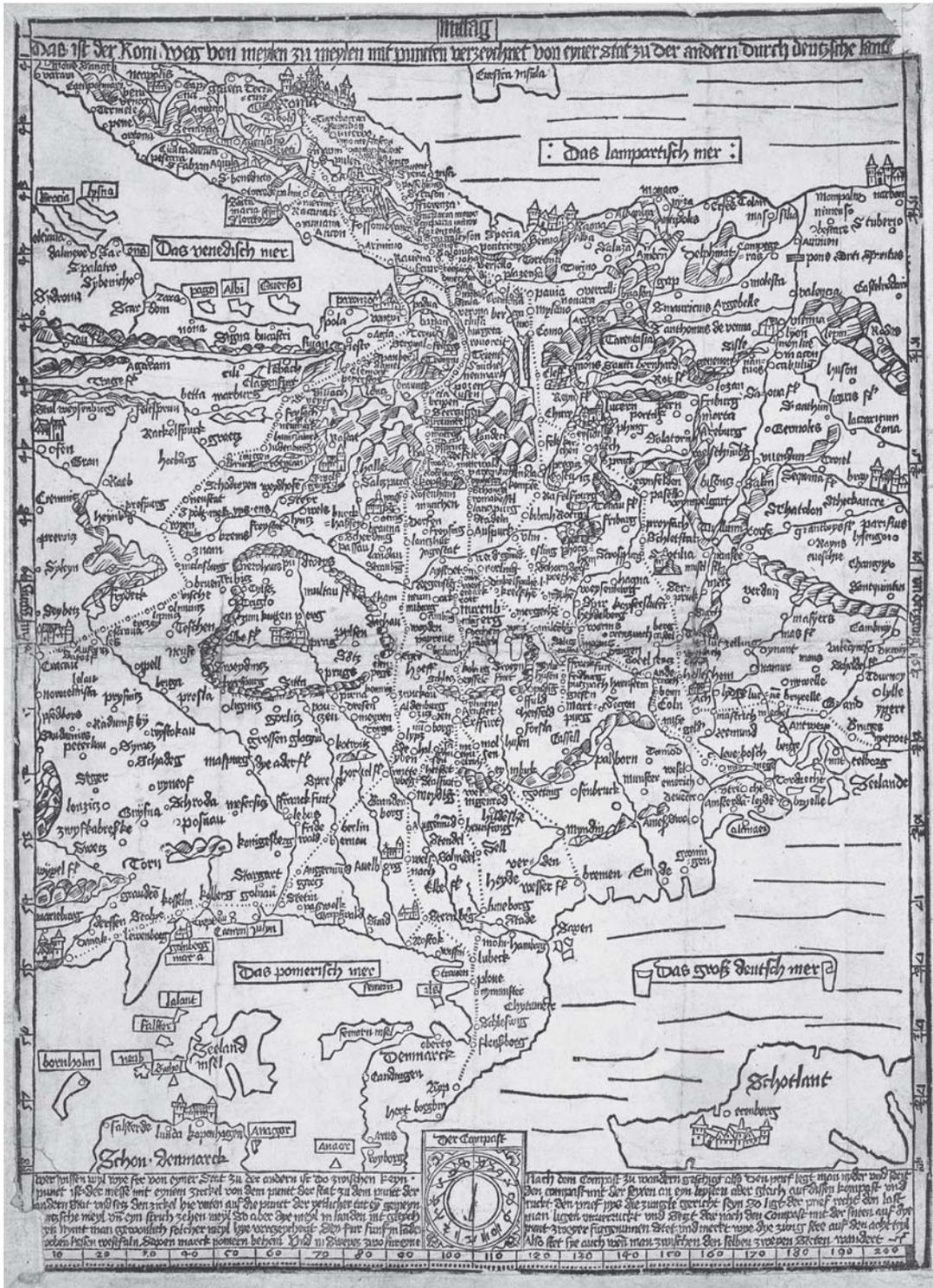
Etzlaubs handliche Sonnenuhren, Kompass, Uhren, Kalender, Almanache und Karten zeugen vom spätmittelalterlichen Zusammenfließen von Zeit und Raum. Mit biblischen und zeitgenössischen Szenen illustriert und ins Tschechische und Lateinische übersetzt, informieren Etzlaubs Almanache über den Gang der Tage, Wochen und Monate sowie über die Positionen von Mond und Sternen. Die «Sonnenkompass», seine innovativste Schöpfung, versahen Sonnenuhren mit einer Magnetnadel und verfügten über eine Skala, die es Reisenden ermöglichte, das Instrument in verschiedenen Breitengraden zu benutzen. Bei den beiden erhaltenen Exemplaren findet sich auf dem Deckel auch eine nach Süden ausgerichtete Holzschnittkarte, die Europa und Afrika bis zum Äquator abbildet und 132 Ortsnamen mit überraschender Genauigkeit hinsichtlich des Breitengrades angibt.⁷² Neben seinen mechanischen Innovationen fertigte Etzlaub auch eine regionale Karte der Nürnberger Umgebung an.

Sie wurde 1492 gestochen und gilt als eine von mehr als hundert Regionalkarten aus dem Spätmittelalter, die Wissenschaftler ausfindig gemacht haben, die meisten davon in Italien, England und den Niederlanden.⁷³

Etzlaubs bleibende Errungenschaft aber sollte die «Romweg-Karte» von 1500 – eine «sehr schöne Karte Deutschlands und zwar in deutscher Sprache (...), auf der man die Entfernungen der Städte und die Flußläufe wahrlich noch genauer ablesen kann als selbst auf den Karten des Ptolemaeus», wie ein zeitgenössischer Bewunderer es formulierte.⁷⁴

Die Karte orientiert sich an der Sonne und ist entsprechend gesüdet. Dies war nicht die übliche Orientierung mittelalterlicher Karten, die aus religiösen Gründen auf das Heilige Land ausgerichtet und deshalb geostet waren. Ebenso wenig war es die Orientierung, die Ptolemäus wählte, der vom ägyptischen Alexandria aus eine nördliche Ausrichtung vorschlug, damit nicht «ein Teil der in der nördlichen Hemisphäre gelegenen Oikumene [das ist die damals bekannte Welt] verdeckt wird».⁷⁵ Da aber die Portugiesen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die gewaltige Länge der westafrikanischen Küste entdeckten, war es sinnvoll, Karten zu erstellen, die nach Süden statt nach Norden zeigten, was den neu kartographierten Gebieten einen herausgehobenen Platz verschaffte. Das ist ein möglicher Grund für die südliche Ausrichtung.⁷⁶ Ein simplerer Grund ist, dass Etzlaub die Karten zusammen mit seinen «Kompassen» verwendet wissen wollte, und deren Peilungen zeigten nach Süden, mit dem Mittag als oberstem Punkt.⁷⁷

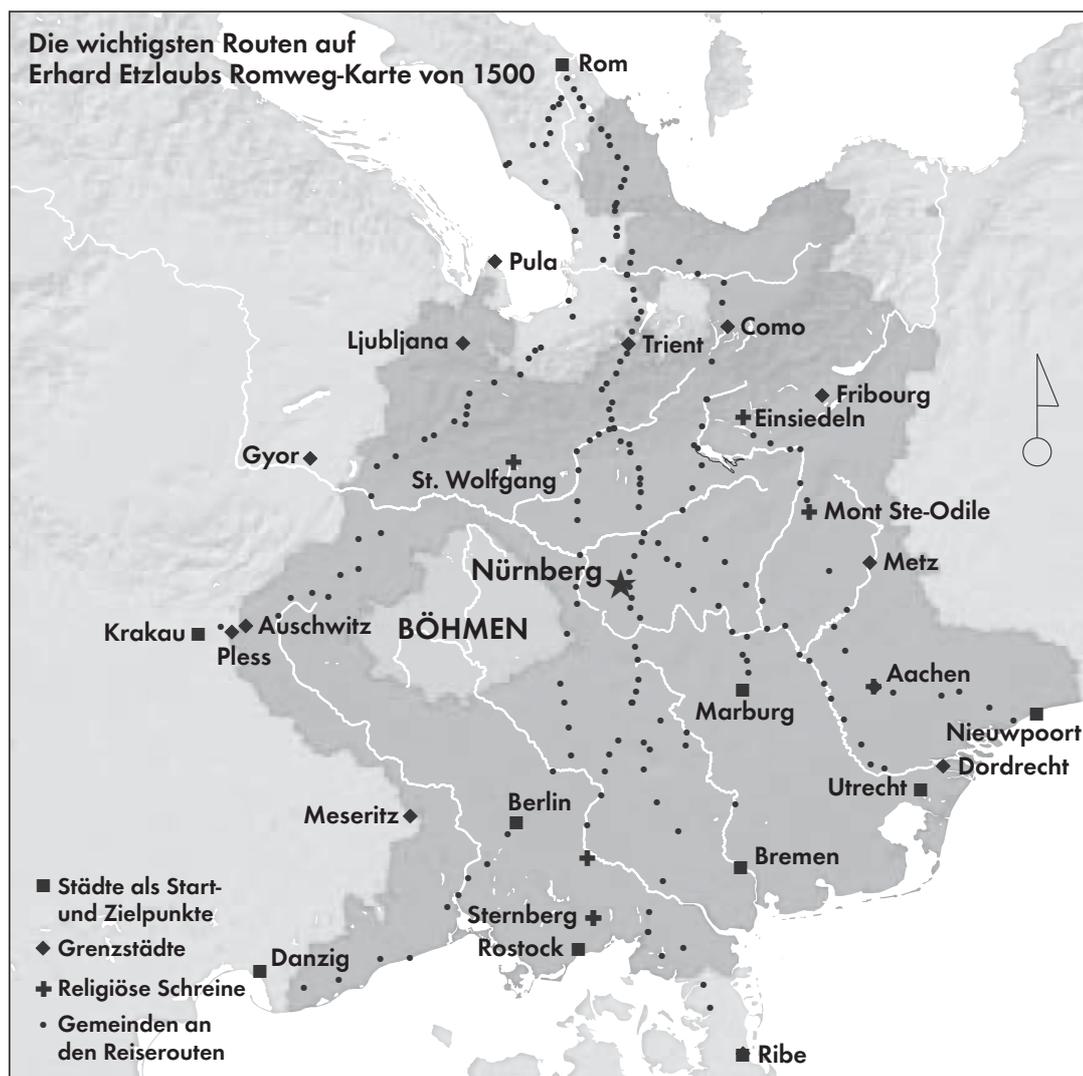
Ein zweites, auffälliges Merkmal der Karte ist ihre Breitengradgenauigkeit.⁷⁸ Anhand von Daten aus kopierten und gedruckten Itineraren berechnete Etzlaub die relativen Positionen von Städten und Ortschaften und maß die Entfernungen zwischen ihnen, so dass die meisten deutschen Städte bei der geographischen Breite um weniger als zehn Minuten abweichen. Von dem exakt kartierten Kerngebiet aus scheint eine deutsche Zivilisation von Städten und Gemeinden nach außen zu pulsieren, ein Bild, das auf Etzlaubs Karte durch von Ptolemäus übernommene geographische Übertreibungen verstärkt wird. Offensichtlichste Beispiele sind die übermäßige Biegung Westschottlands und der spitzere Winkel der italienischen Halbinsel. Je weiter man sich vom Zentrum entfernt, desto deutlicher werden auch andere Ungenauigkeiten, die sich nicht alle Ptolemäus zuschreiben lassen. So ist zum Beispiel Berlin zum ersten Mal auf einer Karte ein-



Erhard Etzlaub, «Romweg-Karte», 1500.

gezeichnet, auch wenn die Spree nicht, wie es sein sollte, westlich in die Havel fließt, sondern sich nach Norden Richtung Ostsee schlängelt.

Auf den nicht-kolorierten Karten wirken Länder wie Frankreich und Deutschland nicht bedeutender als Regionen wie Friesland und Flandern.



Den Nationen wird kein visueller Vorrang vor traditionellen Landschaften eingeräumt; tatsächlich werden beide gleich wiedergegeben. Die farbigen Karten hingegen zeigen ein ganz anderes Bild. In einem separat gedruckten Register gab Etzlaub Anweisungen, wie die Farben aufgetragen werden sollten: «Die Meere sind in blauer Farbe, und die Inseln mit roter Mennigfarbe angelegt. Auch Welschland, darin Neapel und Rom liegen, ist «gemust» oder hellgrün gezeichnet. Frankreich ist rot, die Niederlande hellgelb, Schottland grün.»⁷⁹ «Königreiche und Sprachgebiete», wie Etzlaub sie nennt, werden aneinander angrenzend dargestellt, mit Deutschland in der Mitte.⁸⁰

Der Titel der Karte, der in Blockbuchstaben in ein schmales Band am oberen Rand eingraviert ist, lautet: «Das ist der Rom-Weg von meyllen zu meyllen mit puncten verzeychnet von eyner Stat zu der andern durch deutz-

sche lannt.»⁸¹ Vorrangiger Zweck der Karte war es also, den Pilgern auf ihrer Reise in die Ewige Stadt im Jubiläumsjahr 1500 zu helfen. Vielleicht animierte die Karte auch diejenigen, die sich die Reise nur gedanklich vorstellen konnten, wie es die Mönche und Nonnen in den Klöstern tun mussten. Etzlaubs Routen beginnen vor allem an den Rändern Deutschlands oder jenseits davon und führen über verschiedene Alpenpässe, bevor sie in Bologna zusammenlaufen und weiter in südlicher Richtung nach Rom führen, wo Pilgertouristen in einer der etwa 200 Herbergen der Stadt übernachten können.⁸² Etzlaub fügte zudem in der Randleiste eine Skala ein, welche die Reisenden darüber informiert, wie viele Stunden Tageslicht am längsten Tag zu erwarten sind. Die Skala reicht von 18 Stunden in Dänemark bis zu 15 Stunden in Neapel und ist entsprechend den Breitengraden in Schritten von 15 Minuten abgestuft. In einer Zeit, in der der Einbruch der Dunkelheit fast völlige Finsternis bedeutete (Licht boten allein Fackeln, Kerzen, Mond und Sterne), war dies eine wichtige Information für Pilger, die unterwegs nach den viel zu knappen Unterkünften suchten.

Etzlaubs Karten spiegelten auch weltliche Dimensionen wider. Besonders deutlich wurde dies auf einer zweiten Karte, die 1501 gestochen wurde und den etwas gewundenen Titel trug: «Das sein dy lantstrassen durch das Römisch reych von einem Kunigreych zu dem andern dy an Teutscheland stossen von meilen zu meiln mit puncten verzaichnet».⁸³ Die Karte zeigt das Römische Reich (nicht zu unterscheiden vom Deutschland der Romwegkarte), das durch Straßen und Wasserwege zusammengehalten wird und über Routen nach Krakau, Ofen (Buda), Rom, Venedig, Genua, Aigues-Mortes (eine Gemeinde in der Nähe von Marseille), Paris und Calais (und von dort auf dem Wasserweg nach Canterbury) mit der weiten Welt verbunden ist.⁸⁴ Es war «die erste größere Reisekarte von Deutschland überhaupt», wie ein Forscher sagte, und ihr Einfluss war bis weit in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein wirksam.⁸⁵

IX.

In etwa zu der Zeit, als Etzlaub seine Karte anfertigte, tauchte eine bemerkenswerte Handschrift auf, die irgendwann in den 1000 Jahren nach ihrer Entstehung im ersten Jahrhundert verschwunden war. Während des gesamten Mittelalters hatte niemand auch nur von *De origine et situ Germa-*

norum, das später als Tacitus' *Germania* berühmt wurde, gehört, bis Francesco Poggio Bracciolini, der skrupellose Bibliomane, der die Archive nach antiken Texten durchstöberte, dieses Werk in den 1420er Jahren in einem Brief erwähnte, und erst als Bracciolini später veranlasste, dass es über die Alpen zurückgebracht wurde, begann das Manuskript wieder zu zirkulieren.⁸⁶ Nachdem es Hunderte von Jahren in den Gewölben der Benediktinerabtei Hersfeld eingeschlossen war, ist die Geschichte seiner Reisen, zuerst nach Italien, dann zurück nach Deutschland, ein reichlich verwickeltes historisches Garn. Möglicherweise hat Bracciolini die eigene Bedeutung in dieser Geschichte übertrieben. Was wir wissen, ist, dass der italienische Frühhumanist Enea Silvio Piccolomini, der Deutschlands Städte und Gemeinden beschrieben hatte, auch der erste neuzeitliche Kommentator war, der aus diesem Werk schöpfte, und dass er eine direkte Linie von Tacitus' alten germanischen Stämmen zu den Deutschen seiner Zeit zog.⁸⁷

Glaubt man Tacitus, dem römischen Senator und Historiker, besiedelten die alten Germanen einen riesigen Urwald nördlich der Donau und östlich des Rheins. Freiheitsliebend und loyal, rau und verlässlich, leidenschaftlich und anständig wie sie waren, verkörperten sie maskuline Virilität und primitive Tugend, schätzten Mut und Ehre, priesen Einfachheit und Freiheit und beteten mit ihren «wild blickende[n] blaue[n] Augen, rötliche[m] Haar und große[n] Gestalten» zu Wotan, dem Gott des Krieges.⁸⁸ Für die vermeintlich städtischen, dekadenten, individualistischen, verweichlichten Römer des ersten Jahrhunderts, die Zielgruppe von Tacitus' *Germania*, würden diese Germanen sicherlich einen formidablen Feind darstellen.

Tacitus hatte zudem eine wirkmächtige Fiktion vorgelegt, mit der nicht alle römischen Ethnographen seiner Zeit übereinstimmten. Er beschrieb die germanischen Stämme als «Ureinwohner» – die Ersten in der Gegend, unvermischt, ein einheitliches, nach außen hin verschlossenes Volk. Historiker sind sich heute darin einig, dass Dutzende von Stämmen die Region bewohnten, die, abgesehen von zeitweiligen Konflikten mit römischen Legionen, nur wenig gemeinsam hatten. Ähnlich wie der Begriff «Indianer» die indigenen Völker Nordamerikas von außen beschrieb, fasste der römische Begriff «Germani» vereinfachend verschiedene und oftmals verfeindete Gruppen in einem geographischen Gebiet zusammen. Der Begriff entsprach weder einem inneren «germanischen» Gemeinschaftsgefühl noch dem, wie sich die indigenen Völker selbst nannten.⁸⁹

Die *Germania* erschien nördlich der Alpen erst 1476, wurde jedoch weit-

gehend ignoriert, und dann noch einmal 1500, als eine von Konrad Celtis herausgegebene und ergänzte Ausgabe die humanistische Phantasie befeuerte.⁹⁰

Der neue Herausgeber hat Tacitus buchstäblich auf die Landkarte gesetzt. Als Wanderer, leidenschaftlicher Gelehrter, feuriger Redner und Organisator geistesverwandter Humanisten gehörte Celtis zur ersten Generation von Denkern, welche die Tugenden Deutschlands priesen und das Land räumlich konzipierten. Ausgestattet mit einer ungeheuren Vorstellungskraft, legte er seine Ideen in einem aus insgesamt 283 Hexametern bestehenden Gedicht dar, das er seiner Tacitus-Ausgabe beifügte. Diese *Germania generalis*, so der Titel des Gedichts, das teils Textkommentar, teils Beschreibung dessen war, was Celtis auf Karten studiert und auf seinen Reisen gesehen hatte, verwob Beobachtungen über die vermeintlich zeitlosen Charakteristika der Deutschen mit einem kartographischen Verständnis dessen, was die Gelehrten der damaligen Zeit deren *situ* nannten.⁹¹ Die Deutschen, so schrieb Celtis, bevölkerten ein Land, das im Norden von der Ostsee und dem Ozean, «wie er mit deutschem Namen heißt», im Westen vom Rhein, im Osten von der Weichsel, im Süden von der Donau und den Alpen und im Südosten von den Karpaten begrenzt wurde.⁹² Diese letztgenannte, für die damalige Zeit ungewöhnliche Grenze spiegelte vor allem den Einfluss einer Landkarte wider. Die 1482 in der Donaustadt Ulm erschienene Ausgabe von Ptolemäus' *Geographie* enthält eine Regionalkarte des alten Germanien, die den Rhein und die Weichsel als geradlinige Flüsse zeigt, welche vom Ozean und von der Ostsee herabfließen, wobei die vertikal angeordneten Westkarpaten eine natürliche Grenze bilden, an der sich die Weichsel verjüngt.

Historiker stellen Celtis oft als frühen deutschen Nationalisten mit einer chauvinistischen Ader dar.⁹³ Diese Einschätzung übersieht seine tiefe Verbundenheit mit den religiösen und kosmologischen Annahmen seiner Zeit und unterschätzt, wie sehr sich seine Ansichten von denen späterer Nationalisten unterschieden. Das zeigt sich besonders deutlich an einer anderen Elegie von Celtis an Deutschland: den *Quattuor libri amorum*, die 1501 veröffentlicht wurden und 57 Gedichte enthalten. Das Büchlein handelt von einem wandernden Dichter, unverkennbar Celtis selbst, der Germanien umrundet, von Krakau nach Regensburg und dann nach Mainz und Lübeck wandert. Jede Ecke Deutschlands steht für eine bestimmte Tageszeit, Jahreszeit, Lebensphase, für eines der vier Temperamente (sanguini-

nisch, choleric, phlegmatisch, melancholisch), eines der vier Tierkreiszeichen (Widder, Krebs, Waage, Steinbock), eines der vier Elemente (Luft, Feuer, Wasser, Erde), einen der vier Winde, eine der vier Farben und ein Gewässer. Weit davon entfernt, den Chauvinismus im herkömmlichen Sinne zu besingen, bilden die vier Bücher platonische Entsprechungen zwischen den Orten nationaler Geographie und der Bewegung der Sterne ab. Celtis bestand überdies darauf, dass Liebe, nicht Hass, die vier Ecken Deutschlands miteinander verband. Zu diesem Zweck forderte er eine *Germania illustrata*, die das, was Tacitus wusste und was die neuzeitlichen Humanisten sahen, zusammenfassen sollte.⁹⁴ Mit einem detaillierten Porträt der deutschen Urwälder und einer nuancierten Beschreibung seines Nürnbergs begann dieses Unterfangen glänzend. Aber Celtis war ein rastloser Geist, dessen Projekt wie ein frühes Fluggerät schon bald zu Boden stürzte, und er überließ es nachfolgenden Gelehrten, die Scherben aufzusammeln.

X.

Einer dieser Gelehrten war Johannes Cochläus, Laienrektor der Lateinschule in Nürnberg. Im Jahr 1512 verfasste er als erster Deutscher eine Prosabeschreibung Deutschlands als zweidimensionalem Raum.⁹⁵ Inspiriert von den Karten Etzlaubs und Celtis' Forderung, eine *Germania illustrata* zu schaffen, und gleichermaßen an Tacitus wie Piccolomini anknüpfend, fügte Cochläus seine *Brevis Germaniae descriptio tum a rebus gestis moribusque populorum tum a locorum situ* – so der vollständige Titel – einer Neuausgabe von Pomponius Melas *Cosmographia* aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert bei. Das Werk, das für den Gebrauch in der Schule gedacht und deshalb knapp und schmucklos gehalten war, strahlte einen bescheidenen Stolz aus. Zwar scheute Cochläus einen Vergleich Deutschlands «mit den Ländern unter einem milderem Himmel», doch er behauptete gleichwohl, dass Deutschland große Entdeckungen wie das Katapult oder die Druckerpresse und große technische Errungenschaften wie die Türme von Straßburg und Wien für sich beanspruchen könne.⁹⁶ Cochläus empfand auch Genugtuung über Deutschlands weit zurückreichende Geschichte, bei der er sich hauptsächlich auf Tacitus stützte, und seine blühende religiöse Kultur. In Köln, wo Cochläus studierte, hätten «so viele

heilige Männer wie nirgends sonst in Deutschland» gegläntzt, schrieb er, während Trier die Gebeine des heiligen Matthias und Augsburg die Reliquien des heiligen Ulrich verwahrte.⁹⁷ Das höchste Lob galt seiner Heimatstadt. Geschützt durch dicke Mauern und umgeben von tiefen Gräben, rühmte sich Nürnberg, so Cochläus, weiser Männer in seiner Regierung, frommer Männer und Frauen in seinen Klöstern und Kaufleuten, die den ganzen Kontinent bereisten. Außerdem bot es großzügige Vorkehrungen für die unbewaffneten Heerscharen von Armen, die sich vor seinen Toren versammelten.⁹⁸

Cochläus' Beschreibung Deutschlands konzentrierte sich tatsächlich nach wie vor auf größere und kleinere Städte. Er erwähnte fast 300 von ihnen, und er hätte noch mehr berücksichtigen können, hätten nicht viele Ortsnamen zu grob geklungen, um sich sanft in die elegantere Sprachmelodie des Lateinischen einzufügen.⁹⁹ Dennoch schrieb Cochläus nicht nur über das städtische Deutschland, sondern auch über die Nation als solche. Er bezog sich auf «Germania» als eigenständigen Namen, anstatt verschiedene Bezeichnungen wie «Teutonia» oder «Alemannia» zu verwenden, und bediente sich bemerkenswerterweise des Singulars anstelle der von Etzlaub immer noch verwendeten Pluralform.¹⁰⁰ Er verzeichnete allerdings keine Grenzen mit präzisen Linien. Vielmehr wurden dort, wo Deutschland in ein anderes Land übergang, oft die Sprachen zur Markierung. So schrieb Cochläus beispielsweise über die Schlesier: «Die Sprache des Volkes ist zum größeren Teil deutsch, nur daß jenseits der Oder auch die polnische gebraucht wird. Daher ist dort die Grenze Deutschlands nach Osten.»¹⁰¹ Im Süden bildet ihm zufolge Trient die Grenze, «weil dort die Einwohner die Sprache der Italiener und auch der Deutschen sprechen».¹⁰² Im Westen ist Metz «teils von den Deutschen, teils von Franzosen bewohnt, dem Reich untertan, die gemeinsame Grenze Deutschlands und Frankreichs», wohingegen «die meisten Trier mehr zu Frankreich als zu Deutschland [rechnen], obwohl sich die Einwohner der deutschen Sprache bedienen».¹⁰³

Die Sprache war die wichtigste, aber nicht die einzige Grenzmarkierung. Als Danzig, eine weitgehend deutschsprachige Hansestadt, im Zweiten Frieden von Thorn 1466 unter die Herrschaft der polnischen Krone fiel, konstatierte Cochläus diese politische Veränderung und sprach davon, dieser «hochberühmte Handelsplatz und Hafen für die Seefahrer» sei «jetzt aber ihnen von den Polen entrissen», auch wenn er die Frage offenließ, ob

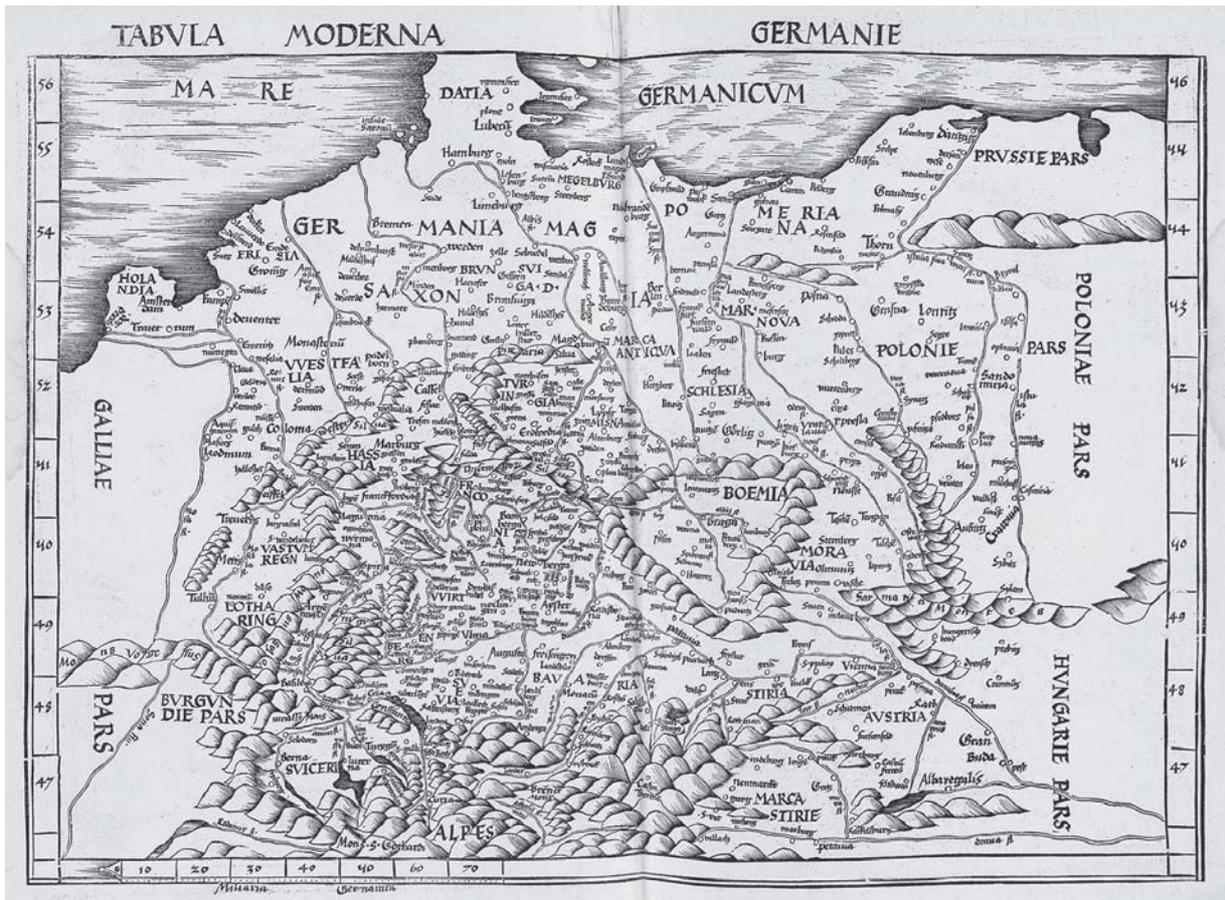


Danzig dennoch in Deutschland lag.¹⁰⁴ Ebenso seien die Böhmen «auf allen Seiten von Deutschen umringt, sprechen aber nicht Deutsch», gleichwohl befinde sich dieses Volk in Deutschland. Bezeichnenderweise kritisierte er nicht ihre Sprache, sondern ihre Religion, die «besudelt» sei «vom Unheil der Ketzler».¹⁰⁵ Dass es Völker gab, die in Deutschland lebten, aber nicht Deutsch sprachen, war für Cochläus kein Widerspruch, ebenso wie er feststellte, dass man in Siebenbürgen zwar «die deutsche Sprache spricht», das Gebiet aber eindeutig zu Ungarn (heute liegt es im Norden Rumäniens) gehöre, und dass Krakau zwar über eine bedeutende deutschsprachige Bevölkerung verfüge, aber unverkennbar in Polen liege.¹⁰⁶

XI.

In ähnlicher Weise war Straßburg für Cochläus genauso sehr eine deutsche Stadt wie Nürnberg. Sie lag an vier Flüssen und an der Grenze von französischer und deutscher Zivilisation, und im Schatten seines leuchtend gotischen Münsters, dessen außermittiger Turm den Himmel durchstieß, herrschte rege Geschäftigkeit. Cochläus hatte die Kirche zu den technischen Wunderwerken Deutschlands gezählt, und mehr als zwei Jahrhunderte später sollte der junge Goethe das Liebfrauenmünster als die schönste Blume «deutsche[r] Baukunst, unsre[r] Baukunst » bezeichnen.¹⁰⁷ Wie Nürnberg konnte sich auch Straßburg hochkarätiger humanistischer Begabungen rühmen. Johannes Gutenberg hatte hier gelebt, bevor er nach Mainz zog, ebenso wie Sebastian Brant, der Verfasser von *Das Narrenschiff* (einer 1494 veröffentlichten Moralsatire auf menschliche Laster und Eigenheiten, die sich zum Bestseller entwickelte), dem wohl ersten literarischen Werk, das dichterisch auf die Neue Welt Bezug nahm.¹⁰⁸ Ein weiterer Bewohner der Stadt war Jacob Wimpfeling, der humanistische Autor der *Epitoma Germanorum*, eines Versuchs, «wenigstens ein[en] Abriß der großen deutschen Geschichte zusammenzustellen», nicht zuletzt angesichts der Tatsache, «daß die Geschichte Roms, Venedigs, Englands, Ungarns, Böhmens und Frankreichs täglich gelesen wird».¹⁰⁹ Wimpfeling kam aus dem nahe gelegenen Schlettstadt nach Straßburg, das wie das Dorf St. Dié in den Vogesen zu den vielen kleinstädtischen Zufluchtsorten der Humanisten am Oberrhein zählte.

In St. Dié stach der Kartograph Martin Waldseemüller drei wegweisende Karten. Die erste zeigte zum ersten Mal die ganze Welt mit einem neuen «vierten Teil» samt einem Benennungsvorschlag. «Es ist nicht einzusehen, warum jemand es verbieten sollte, das neue Land Amerige, Land des Americus, zu nennen, nach seinem Entdecker Americus, einem Mann von besonderer Scharfsinnigkeit, oder America», schrieb Waldseemüller (oder wohl eher sein Wortschmied, der Philologe Matthias Ringmann) in der *Cosmographiae introductio*, die der Karte beigefügt war.¹¹⁰ Waldseemüller bezeichnete «Amerika» als Insel, benannte es aber so, als wäre es ein Kontinent, und er verfolgte aufmerksam die Berichte des Entdeckers Amerigo Vespucci, dessen *Quatuor Americi Vesputii Navigationes* (Vier Seefahrten des Amerigo Vespucci) Waldseemüller und seine Mitarbeiter in St. Dié



Martin Waldseemüller, Germania, 1513.

vom Herzog von Lothringen als Manuskript erhalten hatten.¹¹¹ Die zweite Karte, Waldseemüllers *Carta Itineraria Europae* von 1511, verwendet Etzlaubs südliche Ausrichtung und das Punktesystem für Entfernungen zwischen Städten; sie gilt als die erste hochgenaue gedruckte Karte Europas – auch wenn einige Gebiete, insbesondere Osteuropa und Spanien, nicht mit der gleichen Präzision wie Deutschland und Frankreich dargestellt sind, während andere, wie Nordengland und ganz Skandinavien, völlig fehlen.¹¹² Die dritte Karte war die *Germania*, die in Waldseemüllers sogenannter Straßburger Ptolemäus-Ausgabe von 1513 enthalten war, der ersten Sammlung der Karten des antiken Geographen, in der neu vermessene und erstellte Karten, die *tabulae modernae*, den auf antiken Koordinaten basierenden Karten, den *tabulae antiquae*, gegenübergestellt wurden.¹¹³ Die neue Karte Germaniens war in der Tat eine «einzigartige Symbiose» der kartographischen Tradition des Ptolemäus, wie sie durch die Karten von Cusanus und Etzlaub weitergeführt wurde, auch wenn Waldseemüller Etzlaubs Punkte zwischen den Städten opferte und die Südung elimi-

nierte.¹¹⁴ Cusanus stellte Mitteleuropa dar; Etzlaub zeichnete das deutsche Gebiet, damit Pilger den Weg nach Rom und Reisende den Weg in die Städte finden konnten; Waldseemüller hingegen fertigte um ihrer selbst willen eine mathematisch skalierte zweidimensionale Karte Deutschlands an, eines Landes von Städten und Ortschaften, das sich von der Maas bis zur Weichsel und von den Alpen bis zum Mare Germanicum erstreckte.

Doch selbst auf Waldseemüllers *Germania*-Karte war Deutschland eine Nation unter Nationen, umgeben von den Ländern Gallien, Burgund, Ungarn, Polen und Preußen. Dass Burgund ein eigenes Land war und Preußen sich von Deutschland genauso unterschied wie von Ungarn, lässt vermuten, dass die moderne Karte von Deutschland und Europa anders hätte ausfallen können und dass auch Nationen sterben konnten. Aber damit eilen wir unserer Geschichte voraus. Das Korpus von Waldseemüllers Karten bestätigt, dass es ein Akt der Entdeckung und nicht des Chauvinismus war, Deutschland zum ersten Mal zu sehen. Es ging dabei um Neugier und Phantasie, um Wissenschaft und Kunst, um den Blick hinauf zu Gott und hinaus in die Welt.

Deutschland «gleich als eym Spiegel» (1500–1580)

«Daß wir dabei lernen, daß ein Mensch und
ein Land des anderen allwegs bedarf.»

Sebastian Münster

I.

Am 31. Oktober 1517 sandte Martin Luther ein Schreiben an Albrecht von Brandenburg, den Erzbischof von Mainz. In diesem Brief, der die berühmten 95 Thesen enthielt, wettete Luther gegen Ablässe, käufliche, aus einem Blatt Papier bestehende Dokumente, die einen angeblich von den Sünden befreien. Ob Luther die Thesen dann auch an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg nagelte, ist in der Geschichtswissenschaft bis heute umstritten.¹ Sicher ist, dass Luthers Kritik im Wesentlichen auf der Vorstellung gründete, Gottes Gnade werde allein durch den Glauben gewährt und empfangen, nicht durch gute Werke oder die Fürsprache von Priestern. Diese Vorstellung hatte das Potential, das Christentum, wie es damals praktiziert wurde, zu untergraben, und im Juni 1520 drohte Papst Leo X. damit, Luther zu exkommunizieren, wenn er die Lehrautorität der Kirche nicht anerkenne. Der Wittenberger Mönch, der bereits Mitte dreißig und auf dem Höhepunkt seiner geistigen Schaffenskraft war, antwortete mit einem offenen Brief *An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung*, dessen 4000 gedruckte Exemplare binnen fünf Tagen ausverkauft waren. Es war der Beginn eines historischen Feuerwerks an religiösen Pamphleten, Polemiken, Gebetbüchern und Schriften.²

In dem Sendschreiben wandte sich Luther an die Nation, oder genauer: an den Kaiser und an jene Adligen, die als Würdenträger des Heiligen

Römischen Reiches Rom Tribut leisteten. In einer Rhetorik, die schockierend gewesen sein muss, prangerte er die hierarchische Struktur der Kirche an, verurteilte die Autorität des Papstes und stellte das Deutungsmonopol der römisch-katholischen Kirche in Bezug auf das Wort Gottes in Frage. In einem späteren Pamphlet mit dem Titel *Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche*, das im Oktober 1520 verfasst wurde, steckte er wesentliche Positionen ab, indem er behauptete, dass die Heilige Schrift nur die Taufe, die Eucharistie und die Buße als Sakramente zulasse. Er griff darüber hinaus die Transsubstantiation an, das Kunststück, das seiner Ansicht nach Priestern erlaubte, die Oblate in den Leib und den Wein in das Blut Christi zu verwandeln. Das seien scholastische Tricks, beharrte Luther. Alle Gläubigen, nicht nur die Priester, sollten sowohl den Wein trinken als auch das Brot essen, und sie sollten die reale Gegenwart Christi in den klaren Worten der Schrift akzeptieren.

Einige Humanisten, die mit Luther sympathisierten, mahnten zur Vorsicht. Einer davon war Desiderius Erasmus, der in einem Brief an Luther vom 30. Mai 1519 den Wittenberger Reformator dazu anhielt, dass «Du bei deinem Handeln beständig bleibst», zugleich aber zu bedenken gab, dass es klüger sei, «laut gegen die aufzutreten, die die päpstliche Autorität missbrauchen, als gegen die Päpste selbst».³ Erasmus von Rotterdam, der meistverehrte Humanist nördlich der Alpen, verdiente als Erster seinen Lebensunterhalt mit dem Schreiben. Er verfasste unzählige Werke und korrespondierte mit Hunderten von Gelehrtenkollegen und zahlreichen Herrschern; rund 3000 Briefe, die meisten davon in lateinischer Sprache, haben sich erhalten.⁴ Erasmus erhob die Epistel zur Kunstform und wurde zum Nestor eines christlichen Humanismus, der sich auf die biblischen Quellen konzentrierte und mit Hilfe von Philologie, alten Sprachen und guter Literatur zu einem wahrhaftigeren Glauben gelangen wollte. Stark beeinflusst von einer praktischen, an guten Werken orientierten Frömmigkeit, verteidigte Erasmus Luther zunächst und behauptete, dass die Vernunft divergierende Positionen zusammenführen könne. Für diesen Optimismus hatte er gute Gründe. Der neue Kaiser Karl V., der im Oktober 1520 in Aachen gekrönt wurde, war ein Freund der Humanisten, und Erasmus ging davon aus, dass «die christliche Welt» unter dem jungen Herrscher «eine sehr lange Blütezeit erleben» werde.⁵

In Wittenberg vollzog sich jedoch eine andere Wendung der Ereignisse. Am 10. Dezember 1520 verbrannte Luther die päpstliche Bulle «Exurge

Domine», die ihn aus der Gemeinschaft der Christen auszustoßen drohte, und am 3. Januar 1521 erfolgte dann die endgültige Exkommunikation. Es blieb den weltlichen Behörden überlassen, sie durchzusetzen. Zu diesem Zweck berief Karl V. den Reichstag von Worms ein und forderte Luther auf, seine Schriften zu widerrufen. «Hier stehe ich, ich kann nicht anders», soll Luther einer späteren Druckfassung zufolge in seiner Rede dort gesagt haben.⁶

Für Generationen von Historikern schienen religiöse Krisen und Konflikte die unausweichliche Folge dieser Entwicklung gewesen zu sein. Dennoch sei daran erinnert, dass es fast ein Jahrhundert dauern sollte, bis ein umfassender Religionskrieg die deutschen Länder verdunkelte, und dass trotz des lauten Getöses der Reformation des 16. Jahrhunderts die Welt der klassischen Gelehrsamkeit weiter beträchtliche Kraft zeigte und oft in weniger polemischen Räumen gedieh. In dieser Zeit glaubten deutsche Humanisten – ob Protestanten, Katholiken oder Konfessionslose – weiter fest daran, dass es möglich sei, über «unser Deutschland» (*nostrum etiam Germaniam*), wie Erasmus es nannte, Bescheid zu wissen, indem man es beobachtete, vermaß, klassifizierte, beschrieb und darüber sprach.⁷ Ausgehend von einer neuen Empfindsamkeit für die Schönheit der Natur und die Vielfalt der Völker studierten die Humanisten gemeinsame Sitten und Gebräuche, betrieben kritische Historiographie und verfeinerten ihre Beschreibung von Territorien, Städten und Gemeinden. Sie verbesserten zudem die Genauigkeit ihrer Karten. Mit immer genauerer Beobachtung und Vermessung sowie wachsendem künstlerischen Scharfsinn zeichneten die Humanisten auf, wo Deutschland lag, erklärten, wer dort lebte, und malten, wie es dort aussah. Mit dem umfassenderen Wissen über die eigene Nation ging auch eine größere Vision einher, welche die Humanisten vor allem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mitunter als verschlüsselte Botschaft in ihr Werk einfließen ließen. Religiöse Glaubensrichtungen konnten, so die Botschaft, genauso nebeneinander existieren, wie es die Nationen auf Landkarten taten. Ob als Lutheraner, Calvinisten, Katholiken oder irgendetwas dazwischen, benutzten die nördlichen Humanisten Darstellungen von Nationen für ein Plädoyer im Namen der Notwendigkeit des christlichen Miteinanders – ob das auch für Juden galt, war allerdings nach wie vor eine offene Frage.

II.

Das tiefere Empfinden einer deutschen Nation begann mit einer gesteigerten Aufmerksamkeit für das deutsche Volk. Das dreibändige Werk *Omnium gentium mores, leges et ritus* (Die Gebräuche, Gesetze und Riten aller Völker), das 1520 erschien, gilt als eine der ersten modernen Überblicksdarstellungen zu Völkern auf der ganzen Welt und enthält die erste ernsthafte Untersuchung zu den Sitten und Gebräuche des «vierten Standes der Deutschen».⁸ Verfasst hatte dieses Opus ein Deutschordensbruder namens Johannes Böhm (latinisiert Boemus), und es knüpfte an die Renaissance der klassischen Literatur im 15. Jahrhundert an, insbesondere an Lorenzo Vallas Übersetzung von Herodot ins Lateinische. Böhm übernahm Herodots Verständnis der Völker – dass sie Produkte der gemeinsamen Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche sind – und orientierte sich an der Neugier seines antiken Vorbilds für Dinge wie Kleidung, Ernährung und Wohnung.⁹ Beseelt von einer Sichtweise, die den Blick eher nach außen als nach innen richtete, stellte er sich sein Buch als einen Beitrag zum Verständnis der kulturellen Vielfalt in einer größeren, wenn auch noch weitgehend präkolumbianischen Welt vor.

Böhm verglich seinen Bericht mit einem Reiseführer, so als «würde ich dich getreulich bei der Hand nehmen», und ordnete sein europäisches Material von Ost nach West an, wobei er seine Behandlung Deutschlands in der Mitte platzierte.¹⁰ Er begann seine Darstellung der Deutschen mit der Wiederholung des damals vertrauten Refrains, wonach Deutschland sich vor langer Zeit über die Grenzen hinaus ausgedehnt habe, die ihm die antiken Autoren zugewiesen hatten. Daraus zog er den Schluss, dass die Deutschen von fremden Elementen durchsetzt seien. Einige seien nicht besonders zivilisiert, wie die Preußen, «ein höchst grausames und götzendienerisches Volk», während andere zum Fortschritt beigetragen hätten, so dass, wie er schrieb, Deutschlands «schönste und großartigste Städte, Burgen und Dörfer nicht einmal von denen Frankreichs, Spaniens oder Italiens übertroffen werden».¹¹

Da Böhm glaubte, dass Nationen, wie so viele Kinder Gottes, ihren eigenen vorbestimmten Platz hätten, bereiteten ihm nationale oder regionale Unterschiede keinerlei Kopfzerbrechen. Stattdessen behielt er sich seine Kritik für Missstände innerhalb der vertikalen Ständeordnung vor. Er

schimpfte über den deutschen Klerus, weil «die meisten von ihnen sehr untätig leben, wenig Zeit darauf verwenden, Wissen zu erwerben, all ihre Nachmittage hingegen mit Spielen und Trinken verbringen», spottete zugleich aber auch über ehrlose Ritter, welche «die Landbevölkerung der Knechtschaft unterwarfen und ihnen unbeschreibliches Elend zufügten». ¹² Umgekehrt pries er die tugendhafte Stadt, lobte den Gerechtigkeitssinn, die Frömmigkeit und die Nächstenliebe der Stadtbürger und kritisierte allenfalls so oberflächliche Dinge wie die Mode, wo man seiner Meinung nach die Italiener und Franzosen zu sehr nachahmte. Was die Bauernschaft betraf, war Böhm weniger eindeutig. Er lieferte Beschreibungen, die von einer Sympathie und Detailgenauigkeit zeugten, wie es sie zuvor noch bei keinem deutschen Autor gegeben hatte. Dennoch glaubte er, die Bauern seien «zu allen Zeiten ein sehr unruhiges, mühsalbeladenes und schmutziges Volk» – ein Zustand, den nicht sie selbst zu verantworten hätten, sondern ihre Grundherren. ¹³

Besonders bemerkenswert ist, welche Beachtung Böhm dem Alltagsleben der Städter und Bauern, vor allem in seiner fränkischen Heimat, schenkte. Er erzählte von Festen an Heiligtagen, von Fastenpraktiken in der Fastenzeit und von der Fastnachtsfeier, bei der ein allgemeiner Wahnsinn von den Menschen Besitz ergreife und sie dazu veranlasse, «ihr Gesicht zu verbergen und über ihr Geschlecht und Alter zu täuschen, wobei die Männer Frauenkleider und die Frauen Männerkleidung tragen». ¹⁴ Er lieferte uns auch die ersten Berichte über das deutsche Weihnachtsfest («Eltern werden ihre Kinder wissen lassen (...), wenn sie ihre Schuhe über Nacht unter den Tisch stellen, werde ihnen das, was sie sich wünschen, morgens vom allergroßzügigsten Bischof Sankt Nikolaus gebracht werden»). Und von ihm stammt die erste Beschreibung des deutschen Festmahls am St. Martinstag, bei dem selbst arme Leute «Schwein und Kalb essen und dabei am Wein nicht sparen». ¹⁵

Zu der Zeit, als Böhm sein Werk verfasste, befand sich die Bauernschaft schon seit langem in einem Zustand des Niedergangs und sogar der Rebellion. Im Jahr 1476 hatte der Pauker von Niklashausen auf dem Land rings um Würzburg einen Aufstand von etwa 40 000 Armen angeführt. ¹⁶ Ebenso probten Bauern im Elsass und am Oberrhein 1493 und bis ins zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts eine Reihe von erfolglosen, aber alarmierenden Aufständen, die Teil der sogenannten Bundschuhbewegung waren. Und 1514 rebellierten die Bauern, die sich unter dem Namen «Armer Konrad»

zusammengeschlossen hatten, gegen den reichen Herzog Ulrich von Württemberg. Diese Aufstände waren jedoch, wie sich zeigte, nur ein Vorspiel, denn 1525 brach ein wirklich großer Volksaufstand los.

Der Bauernkrieg, der größte Aufstand in der europäischen Geschichte vor der Französischen Revolution, begann mit Revolten der Landbevölkerung im Südschwarzwald und im Bodenseeraum und breitete sich bis ins Allgäu und an den Oberrhein aus. Schon bald nahm dieser Krieg sowohl religiösen als auch politischen Charakter an. Im Februar 1525 formulierten Aufständische im oberschwäbischen Memmingen die berühmten «Zwölf Artikel», welche die zentralen Missstände benannten und auf dem Recht der Gemeinde auf Wahl eines eigenen Pfarrers bestanden. Der gemeine Mann, der qua gesellschaftlicher Stellung oder mangels Reichtum von jeder Beteiligung an Regierungsangelegenheiten ausgeschlossen war, sollte nach Ansicht der Rebellen frei von Knechtschaft sein und über sein eigenes Leben mitbestimmen können. Mit der Ausweitung der Aufstandsbewegung auf die Pfalz und Thüringen und Richtung Süden bis nach Tirol fand sie immer mehr Unterstützung, vor allem bei den Armen in den Städten. Anfang April waren nach Schätzungen heutiger Historiker nicht weniger als 300 000 Menschen bereit, gegen ihre Unterdrücker zu den Waffen zu greifen.¹⁷

Doch die Bauern waren den gut bewaffneten, kampferprobten Soldaten nicht gewachsen, und als dies deutlich wurde, bezog Luther gegen die Bauern Stellung. «Drumb sol hie zuschmeysen, würgen und stechen heymlich odder öffentlich, wer da kan, und gedencken, das nicht gifftigers, schedlichers, teuffelischers seyn kan, denn eyn auffrurischer mensch, gleich als wenn man eynen tollen hund todschlahen mus, schlegls tu nicht, so schlegt er dich und eyn gantz land mit dyr», schrieb er.¹⁸ Nachdem er bereits die deutsche Übersetzung (auf der Grundlage von Erasmus' griechischem Text) des Neuen Testaments veröffentlicht hatte, war Luther inzwischen zu einem einflussreichen Akteur geworden, der Pamphlete und Predigten verfasste, die in Tausenden von Exemplaren gedruckt wurden.¹⁹ Gegen «Gottes Gesetz», wie es von den Bauern propagiert wurde, bestand Luther auf den zwei Schwertern von Staat und Kirche. Mit Spießen und Musketen zerschlugen reguläre Soldaten im Sold der kaiserlichen Stände erwartungsgemäß die schlecht bewaffneten, tief gespaltenen und schlecht ausgebildeten Bauernarmeen, wobei zeitgenössischen Berichten zufolge schätzungsweise «mehr als 100 000 Bauern» ihr Leben verloren.²⁰ Unter

Berücksichtigung des Bevölkerungszuwachses wäre das in etwa so, als würde die heutige deutsche Regierung fast eine halbe Million ihrer ärmsten Bürger umbringen.

III.

Die Gewalt des Bauernkriegs veranlasste eine Reihe von Humanisten dazu, sich in ein Leben stiller Gelehrsamkeit zurückzuziehen. Einer von ihnen war Beatus Rhenanus, der Biograph des Erasmus und Herausgeber von dessen Werken. Geboren im elsässischen Schlettstadt, ausgebildet in Basel und Paris, verbrachte Rhenanus die späten 1520er Jahre damit, die Erforschung der deutschen Geschichte grundlegend zu verändern. Sein Hauptwerk *Rerum Germanicarum libri tres* (Drei Bücher über Deutschland), erschienen 1531, war zuverlässig, quellenkritisch, aufgeschlossen gegenüber dem geschichtlichen Wandel und misstrauisch gegenüber Mythen. Obwohl das Werk fast 500 Jahre lang unübersetzt blieb und von Generationen von Historikern übersehen wurde, war es in Wirklichkeit die erste Geschichte Deutschlands aus der Feder eines echten Historikers.

Wie Böhms Ethnographie vertiefte auch das Geschichtswerk von Rhenanus den Begriff der Nation. In einem *Commentariolus* zur Tacitus-Ausgabe von 1519 beschrieb er seine historische Methode als eine Art Quellenkritik, bei der er Dokumente stets daraufhin befragte, «zu welcher Zeit das, was man liest, von wem und worüber geschrieben wurde», und dann, um Fehler zu vermeiden, «die neuen Texte mit den alten oder umgekehrt» verglich.²¹ Er unterzog die frühen Patrioten einer vernichtenden Kritik und warf vor allem Konrad Celtis vor, er habe nur nach den Ursprüngen, nicht nach der Veränderung im Laufe der Zeit gefragt und es versäumt, die Geschichte des Reiches von der Geschichte der Deutschen zu trennen. Der Streit drehte sich dabei vor allem um die Auslegung der *Germania* des Tacitus. Seit 1500 gingen deutsche Patrioten davon aus, Tacitus habe angeborene nationale Wesensmerkmale der Deutschen entdeckt und diese Charakteristika – Stärke, Männlichkeit und Freiheitsliebe – den vermeintlich verweichlichten und städtischen Italienern gegenübergestellt. Rhenanus hielt dem entgegen, Wohnsitzwechsel und Zerstreung der Völker, Migration und Krieg über mehr als ein Jahrtausend hinweg hätten zur Folge, dass man die Lokalisierung der Stämme bei Tacitus nicht einfach

auf eine aktuelle Karte übertragen könne.²² Diese scheinbar schlichte kritische Erkenntnis warf die Frage auf, was mit den Deutschen zwischen der Zeit des Tacitus und der Zeit Karls des Großen geschehen war. Sie animierte auch die Humanisten dazu, über die Geschichte der Deutschen so zu schreiben, als ob sie ein durch Bewegung und Vermischung definiertes Volk seien und nicht einfach nur, wie Tacitus glaubte, die Ureinwohner dieses Gebiets.

Diese Problematik veranlasste Rhenanus, das Verhältnis von Geschichte und Zeit neu zu denken. Anstelle der sieben Weltzeitalter, wie sie Augustinus skizziert hatte, oder der vier Weltreiche im Traum Daniels, von denen das Römische Reich das letzte sein sollte, führte Rhenanus eine dreistufige (Antike – Mittelalter – Neuzeit) Zeitlichkeit ein und war damit der erste deutsche Gelehrte, der den Begriff «Mittelalter» verwendete. Er bezog sich dabei auf die Zeit, in der Mönche Handschriften verdarben, indem sie «Wahres mit Fabelhaftem» vermischten, so «dass man kaum erkennen kann, was man davon glauben soll».²³ Geschichtsschreibung, so behauptete Rhenanus, sei kein Schema, in dem zeitliche Horizonte, wie in der *mappa mundi*, miteinander verschmolzen oder die Vergangenheit die Gegenwart vorwegnehme. Die Historiographie, so postulierte er, erzähle einfach, was geschehen sei und wie. Kausalität sei ein Phänomen dieser Welt, nicht der nächsten; und der Anachronismus, der die Gegenwart auf die Vergangenheit projiziere, biete keine Möglichkeit, frühere Zeitalter zu verstehen – er sei schlicht fehlerhaftes Geschichtsdnken. Rhenanus' neue Zeitauffassung führte auch zur Kritik an antiken Autoren wie Cäsar, die «nicht frei von Fehlern» seien, und an den jüngeren deutschen Patrioten. Einer ihrer vielen Irrtümer sei die Behauptung, der deutsche Krieger Arminius habe den römischen Legionär bei Augsburg besiegt und damit angeblich gezeigt, dass die deutschen Stämme in der Offensive gewesen seien.²⁴ Dieser Irrtum, so zeigte Rhenanus auf, beruhte auf einer falschen Quelleninterpretation; die wirkliche Schlacht fand im Teutoburger Wald in Westfalen statt, und es war eine Abwehrschlacht.²⁵

Im ersten der drei Bücher erläuterte Rhenanus die germanischen Stämme und beschrieb, wo sie lebten und wohin sie wanderten. Im Wesentlichen schrieb er eine Geschichte der Wege, nicht der Wurzeln. Aber er verklärte die alten Germanen auch nicht auf sentimentale Weise. Für ihn waren sie Barbaren, Zerstörer, nicht Erbauer der Zivilisation. Im zweiten Buch konzentrierte sich Rhenanus stärker auf Sitten und Gebräuche und entlarvte

Mythen, insbesondere die phantastischen Geschichten über die Städtegründungen im Süden und Westen. Im dritten Buch lobte er die Errungenschaften des städtischen Deutschlands, wobei er Basel, wo er eng mit Erasmus zusammengearbeitet hatte, und seiner Geburtsstadt Schlettstadt besondere Aufmerksamkeit widmete. Zusammengenommen erzählten die drei Bücher eine Geschichte darüber, wie die Sprache Deutschland aus verschiedenen, sogar fremden Teilen zusammengeschweißt hatte und wie das Land allmählich zur Zivilisation gelangt war. Und als wollte er betonen, dass es sich nicht um ein auf ordinäre Weise patriotisches Werk handelte, beschloss er die *Drei Bücher über Deutschland* mit einer Beschreibung – teilweise auf Griechisch – von Paris, wo er seine Ausbildung erfahren hatte.²⁶ «Das alles ist Erasmisch», schreibt Paul Joachimsen, ein deutsch-jüdischer Reformationsgelehrter des frühen 20. Jahrhunderts. «So hätte Erasmus eine deutsche Geschichte angesehen.»²⁷

IV.

Der Rhein war ebenso gewiss der Fluss des Erasmus, wie Sachsen das Land Luthers war. Von Rotterdam bis Basel markierte eine Kette rheinischer Städte die Lebensstationen des Erasmus und den Ausgangspunkt für seine Aufenthalte in Cambridge jenseits des Ärmelkanals und in Padua jenseits der Alpen. Am Rhein gab es auch vorsichtige Experimente in Sachen religiöser Offenheit, sei es das friedlich-anständige Basel der 1520er Jahre, das weltoffene Straßburg des gemäßigten Reformators Martin Bucer in den 1530er Jahren oder das tolerante Köln des Erzbischofs Hermann von Wied in den 1540er Jahren. In diesem Sinne war der Fluss auch ein Ausgangspunkt für die Beschreibung «unseres Deutschlands», wie Erasmus es in einem Brief an den Hebraisten Johannes Reuchlin formulierte, der 1510 jüdische Bücher gegen kaiserliche Konfiszierungsversuche verteidigte, weil sie angeblich die Bekehrung der Juden zum Christentum behinderten.²⁸

Doch Erasmus' Brief an Reuchlin verriet auch antijüdische Empfindungen. Wie viele Humanisten betrachtete Erasmus das Judentum als feindlich gegenüber einem Christentum, das das Neue Testament über das Alte und gute Werke über Ritual und Gesetz stellte. Er hatte überdies wenig Empathie für die Notlage der Juden. Stadt für Stadt, Territorium für Territorium waren die Juden bereits aus den städtischen Gemeinden Deutschlands ver-



*Hans Holbein
der Jüngere, Erasmus
von Rotterdam, 1523.*

trieben oder, wie in Frankfurt am Main, in Ghettos gepfercht und in ihren Rechten beschnitten worden. Im Zuge der Vertreibungen gingen etwa 40 000 Juden aufs Land, wo sie sich in den nächsten 300 Jahren im ländlichen Hessen und Franken und in einem territorialen Flickenteppich im Südwesten niederließen. Ganz gleich ob wachsende Schulden bei jüdischen Kreditgebern oder eine Flut spätmittelalterlicher Ritualmord- und Hostien-schändungsvorwürfe der Grund waren – die Vertreibungen veränderten die Landkarte des urbanen Deutschlands für die kommenden Jahrhunderte.²⁹ Große und kleine Städte verhandelten wegen des Privilegs «de non tolerandis Iudaeis», also der kaiserlichen Freiheit, Juden nicht zu tolerieren. Nicht wenige Gemeinden bauten Kirchen, wo einst Synagogen standen.³⁰ Und in vielen Städten, in denen Christen und Juden einst in den gleichen Straßen lebten wie in Nürnberg, gab es jetzt nur noch wenig oder gar keine jüdische Präsenz mehr. Manchmal dauerten die Vertreibungen keine 100 Jahre. Doch in den meisten Fällen war es den Juden zwei oder sogar drei Jahrhunderte lang verboten, sich in den Gemeinden niederzulassen,

aus denen sie vertrieben worden waren. Besonders in Süd- und Mitteldeutschland, der Heimat des deutschen Humanismus, waren Juden bis ins 19. Jahrhundert hinein in einer Reihe von Städten und Gebieten ausgeschlossen.

Der Werdegang des Humanisten Sebastian Münster spiegelte sowohl das neue Interesse an der Beschreibung Deutschlands als auch das schwierige Verhältnis gelehrter Christen zu Juden wider. Geboren 1488 in Ingelheim am Rhein, nicht weit entfernt von Mainz, wurde er bis Mitte des 16. Jahrhunderts zum einflussreichsten Geographen Deutschlands. Die meiste Zeit seines Lebens war Münster jedoch besser bekannt als Übersetzer und Herausgeber unzähliger Werke in hebräischer Sprache, darunter die gegen Ende des ersten Jahrtausends verfassten jüdischen Geschichten des Jossipon, die philosophischen Werke von Moses Maimonides aus dem 12. Jahrhundert und zahlreiche zeitgenössische Werke der hebräischen Grammatik. tatsächlich betraten nur wenige Christen das jüdische Haus der Gelehrsamkeit so einfühlsam wie Münster, der die Inschriften auf jüdischen Gräbern studierte, zu Gottesdiensten in Synagogen ging, um die öffentlichen Thoralesungen zu hören, und mit jüdischen Gelehrten korrespondierte. Münster gehörte nicht nur zu den ersten Gelehrten, die einen Teil des Neuen Testaments ins Hebräische übersetzten, sondern war auch der erste Christ, der auf Hebräisch einen Dialog mit Juden verfasste.³¹ Nicht jeder applaudierte ihm dafür. Laut den posthum veröffentlichten Gesprächsnotizen von Studenten, die seine *Tischreden* enthalten, wetterte Luther gegen Münsters «judaisierende Neigungen», reagierte auf dessen Veröffentlichung von Teilen der Bibel auf Hebräisch und Latein mit üblen Verleumdungen und kritisierte Münster dafür, dass er die «ergsten Feinde Christi» nicht entschlossen genug bekämpft habe.³²

Verbrachte Münster den Großteil seiner besten Jahre damit, jüdische Gelehrtheit in die christliche Welt zu bringen, so war auch sein frühes geographisches Werk ausgesprochen innovativ, wie ein erhaltenes Notizbuch aus seiner Studentenzeit belegt. Es ist voller Kalender, mathematischer Formulierungen und Beschreibungen europäischer Nationen, enthält aber auch Einträge zur Astronomie, zur *Geographie* des Ptolemäus sowie die Transkription einer Chronologie vom Beginn der Geschichte bis 1524 (das Jahr, für das Johannes Stöffler, sein Tübinger Professor, das Ende der Welt errechnete). Es enthält zudem eine Sammlung von insgesamt 44 Karten, von denen 27 aus der zweiten Ausgabe des «Ulmer Ptolemäus» und 14 von

Martin Waldseemüller kopiert wurden, darunter die Weltkarte von 1507 mit «Amerika» darauf sowie die *Carta Itineraria Europae* von 1511, die erste eigenständige Karte Europas.³³

Münsters Notizbuch gab eine erste Ahnung von seinem späteren kartographischen Werk. Gleiches gilt für die erste von Münster veröffentlichte Karte, eine komplizierte kreisförmige Wiedergabe Deutschlands, die 1525 auf einem einzigen Blatt gedruckt wurde; sie war voller Skalen, die es dem Benutzer ermöglichten, Sonnenauf- und -untergänge, das Datum des Osterfests für die kommenden Jahre und vieles mehr zu ermitteln, was darauf schließen lässt, dass sich Münster für platonische Entsprechungen zwischen Himmel und Erde und die Stellung seines Landes, Deutschland, innerhalb dieses Schemas interessierte. In der Tat führte die Karte zu den präzisen Berechnungen, die zu einem Markenzeichen seiner kartographischen Arbeit wurden.

Doch wie Münster im Zuge seiner Reisen erkannte, konnte ein Mann allein nicht alle Einzelheiten der deutschen Topographie erfassen.³⁴ Münster brauchte vertrauenswürdige Mitarbeiter, und um ihnen die Arbeit zu erleichtern, entwarf er eine Regionalkarte der Gegend um Heidelberg, wo er damals lehrte. Diese Karte, die ganz unauffällig aussah, bildete erstmals mit Hilfe von Visierlinien mathematisch präzise Dreiecke, aus denen Münster die Winkel berechnen konnte, welche die relative Lage der Städte zueinander bestimmten, und die Entfernungen zwischen ihnen schätzen konnte. Doch genauere Karten waren nur ein Anfang. Münster hoffte, durch seine Zusammenarbeit mit den führenden Humanisten seiner Zeit die «verborgenen Zierden» des «gemeinsamen deutschen Vaterlands» sichtbar zu machen und ein Werk zu schaffen, «in dem man wie in einem Spiegel [gleich als eym Spiegel] das ganze Deutschland mit seinen Flecken, Städten, Verrichtungen usw. sehen wird».³⁵

Neben seiner Arbeit als Hebraist verbrachte Münster fast 20 Jahre damit, Beweise zusammenzutragen, Messungen vorzunehmen, Handschriften zu sammeln und andere Humanisten darum zu bitten, Geschichten, topographische Ansichten und Karten aus ihren Regionen beizusteuern. Er schrieb eine ungeheure Anzahl von Briefen, «täglich vier oder sechs Briefe», wie er sich 1549 beklagte, und suchte darin um Unterstützung nach, «um unser Deutschland zu beschreiben mit seinen Landschaften, Städten, Märkten, Dörfern, bemerkenswerten Schlössern und Klöstern, Bergen, Wäldern, Flüssen und Seen sowie seinen wirtschaftlichen Einträgen, völk-

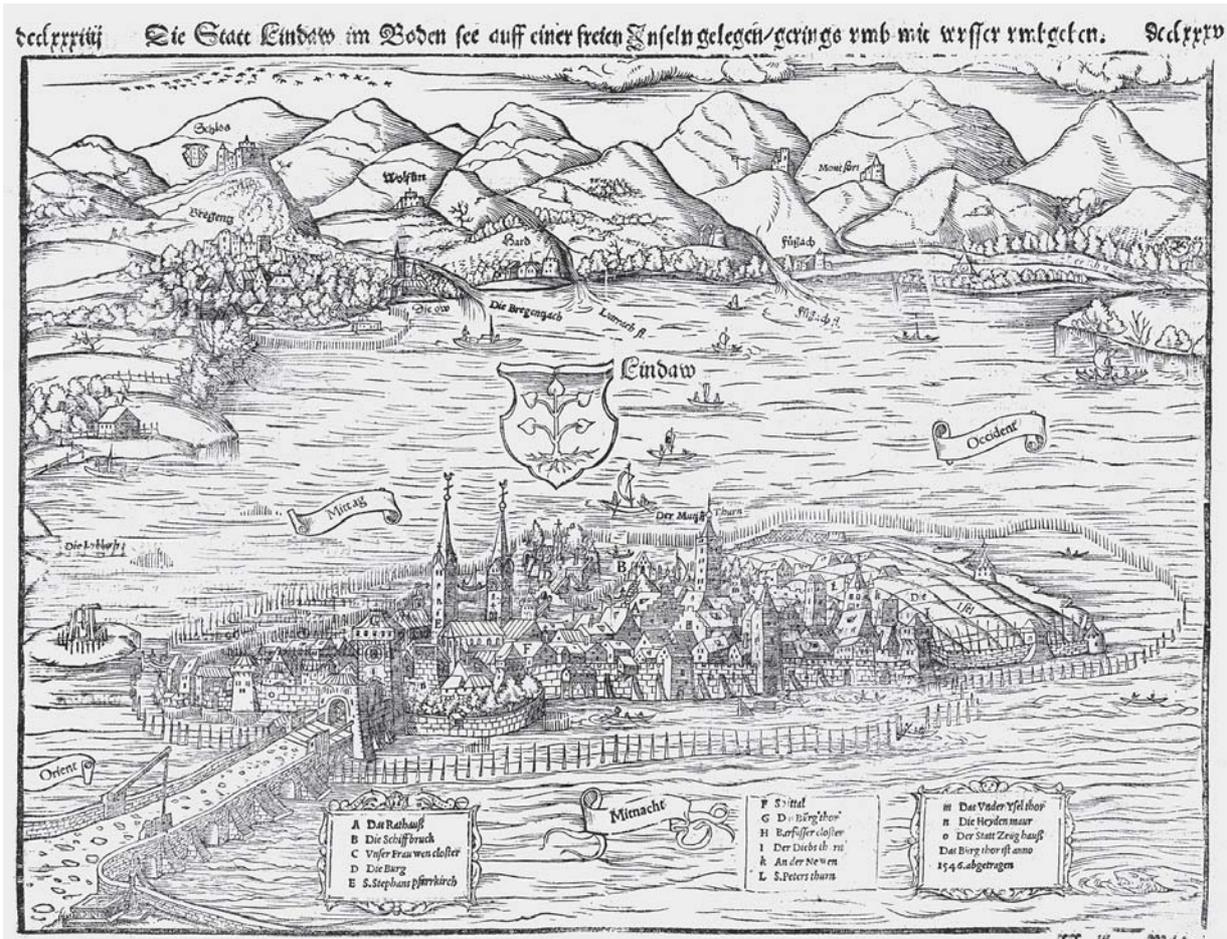
schen Eigenschaften und Gewohnheiten, Gewerben, Besonderheiten, bemerkenswerten Geschichten, und den Altertümern, die noch an etlichen Orten zu finden sind».³⁶ Die Briefe, die er in ganz Süddeutschland verschickte, wurden von fast allen beantwortet, so dass er diese Region Deutschlands sehr detailliert wiedergeben konnte.³⁷ Berichte über andere Gebiete, vor allem in Norddeutschland, trudelten hingegen nur langsam und bruchstückhaft ein. Selbst Großstädte wie Köln, Aachen und Utrecht erwiesen sich als widerspenstig. Doch mit der Zeit hatte Münster die Karten und Beschreibungen der «gantze[n] Teutsche[n] Nation bis in Pommern und Preussen» gesammelt.³⁸ Nicht genug damit. Eifrig und unermüdlich schickte er seine Bitten auch an Humanisten in Dänemark, Polen, Frankreich und England und bezog damit die umfassendere Gelehrtenrepublik ein. Wie wichtig die Beiträge anderer waren, wird deutlich, wenn man die dürftigen Resultate der ersten Ausgabe der 1544 erschienenen *Cosmographia* mit den bemerkenswerten Fortschritten der dritten überarbeiteten Ausgabe von 1550 vergleicht, die «ziemlich angeschwollen» war, wie Münster konstatierte.³⁹

Die revidierte *Cosmographia* erfuhr bis 1628 mindestens zehn weitere posthume Überarbeitungen und verkaufte sich etwa 50 000 Mal in deutscher und weitere 10 000 Mal in lateinischer Sprache. Sie wurde zudem ins Französische, Italienische, Tschechische und, auszugsweise, ins Englische übersetzt.⁴⁰ Diese Verkaufszahlen verblassen im Vergleich zum gesamten Aufgebot an Schriften Luthers, nicht aber, wenn man sie beispielweise mit Luthers berühmter Übersetzung des Neuen Testaments in Relation setzt, von der zu Lebzeiten des großen Reformators 100 000 Exemplare verkauft wurden.⁴¹ Verpackt in Lederbündeln oder in Holzfässern nahm die überarbeitete Ausgabe der *Cosmographia* ihren Weg entlang von Posttrouten und flussabwärts zu einer einflussreichen Minderheit von Stadtbewohnern – hauptsächlich Männern in den deutschen Gebieten und anderswo in Europa –, die sie an Freunde und Familienangehörige verschenkten, sie als demonstrativen Luxus schätzten, der von ihrer Gelehrsamkeit kündete, und vielleicht sogar darin lasen.⁴² Jean Bodin, der französische Souveränitätstheoretiker, besaß ein Exemplar, auch wenn er es eher für eine «Germanographia» denn für eine Beschreibung der Welt hielt.⁴³ Montaigne, Staatsmann, Skeptiker und großartiger Essayist, besaß ebenfalls ein Exemplar und bedauerte, dass er es versäumt hatte, es auf seine Reise durch die Schweiz, Deutschland und Italien 1580 und 1581 mitzunehmen.⁴⁴

Die *Cosmographia* war eine beeindruckende Leistung. Mit insgesamt 120 Beiträgern – Lutheraner, Calvinisten, aber auch Katholiken – verortete sie Deutschland inmitten der bekannten Welt.⁴⁵ Beim Durchblättern der deutschen Abschnitte der *Cosmographia* (die fast die Hälfte des Werkes ausmachten) stieß der Leser auf ein neues räumliches Empfinden, das nicht wie bei der *Schedelschen Weltchronik* nach sakralen Zeitschemata geordnet war, sondern so, als würde man die Schichten einer Landkarte betrachten.

Das neue Raumgefühl stellte so etwas wie die dritte Vertiefung dar – nach der Ethnographie Böhms und der Geschichte des Rhenanus. Sie konzentrierte sich besonders auf die Städte, und in der Tat waren gerade die Stadtbilder der *Cosmographia* besonders bemerkenswert. In der ersten Ausgabe von 1544 waren sie noch dürftig und ungeordnet, wenn beispielsweise derselbe Holzschnitt für Basel, Koblenz, Nürnberg und Kempten und ein weiterer für Chur, St. Gallen, Nördlingen, Eichstätt und Hagenau Verwendung fand. Bis 1550 schickten jedoch humanistische Mitarbeiter aus ganz Deutschland handgezeichnete Stadtansichten an Münster, der daraus, als Vorbereitung für die Holzschnitte, Formen stechen ließ.⁴⁶ Anders als bei Kupferstichansichten, für die eine Walzpresse erforderlich war, konnten Holzschnittbilder zusammen mit Text in der gleichen Form platziert werden, so dass Bild und Wort gleichzeitig gedruckt werden konnten.⁴⁷ Die Zahl der «naturgetreuen» Ansichten war in Münsters *Cosmographia* doppelt so hoch wie in der *Schedelschen Weltchronik* und übertraf die zeitgenössische Konkurrenz bei weitem.⁴⁸

Ob von einem leicht erhöhten Hügel aus oder aus der Vogelperspektive gesehen – jede Stadt wirkte nun so, als würde man sie mit bloßem Auge betrachten. Oft begleitete eine beschriftete Legende das Stadtbild und ermöglichte es dem Leser, einzelne Gebäude, Tore und sogar Straßen zu identifizieren. So dehnt sich beispielsweise der von einem örtlichen Humanisten entworfene Holzschnitt, der Erfurt darstellt, mit einem fast geometrischen Raumgefühl aus, auch wenn einige Kirchtürme stereotyp bleiben.⁴⁹ Die Ansicht Augsburgs, die in der *Schedelschen Weltchronik* mit Ausnahme des Perlachturms ziemlich konventionell geraten ist, wirkt, als sei sie mit dem erhöhten Blick eines Landvermessers gesehen. Sie zeigt Mauern und Türme, Kirchen, städtische Gebäude und Patrizierhäuser, während kleinere Wohnhäuser und Straßen frei bleiben.⁵⁰ Einigen Orten, wie etwa Lindau am Bodensee, wurden besonders elegante Darstellungen



Sebastian Münsters Ansicht von Lindau
aus der dritten Auflage seiner *Cosmographia*, 1550.

zuteil, welche die bescheidene Reichsstadt zu einem «schwäbischen Venedig» machten.⁵¹

Münster verband diese naturalistischen Stadtansichten mit ausführlichen Textbeschreibungen, die das Verständnis des Lesers für das städtische Leben vertieften. Diese Beschreibungen waren nicht wirklich neutral gehalten. Münster lobte den Fleiß der städtischen Kaufleute und die Weisheit der Stadträte und lobte besonders die Gelehrtheit der deutschen Humanisten, von denen einige, zumindest in der Ausgabe von 1550, in Holzschnitten dargestellt sind. Zu ihnen gehören der 1536 verstorbene Erasmus, der ausführlich beschrieben wird, und Luther, der weniger Lob bekommt.⁵² Adlige hingegen übten weniger Faszination auf Münster aus. Sie aßen gut, kleideten sich überspannt, verkündeten die Herrschaft des Schwertes vor dem Landesrecht und unterdrückten den vierten Stand. Wie Böhmen, den er reichlich plagiierte, verriet Münster ausgeprägte Sympathie für die Bauern.

Bei ihm waren sie nicht die mythischen Deutschen, die einer leidenschaftlichen Lektüre von Tacitus entsprangen, oder das idealisierte «Volk» späterer Jahrhunderte, sondern echte Bauern. Auch das war neu. Beeinflusst durch die Entdeckung der indigenen Völker Amerikas und die aufkommenden Ethnographien, betrachteten Humanisten die große Zahl derer, die außerhalb der Stadtmauern lebten, zunehmend mit weniger abschätzigen Blicken. Im Antwerpen der 1560er Jahre begann Pieter Brueghel der Ältere damit, Bauern als individuelle Subjekte zu malen, er stellte ihre Arbeit und ihre Nöte dar, wenn auch noch mittels religiöser und moralischer Motive.⁵³ Doch selbst in Holland galt der vierte Stand nicht als Inbegriff der Nation. Das war die Erfindung eines späteren Jahrhunderts, ebenso wie die Vorstellung, dass ein Herrscher sich die Mühe machen sollte zu zählen, wie viele Bauern ein Land umfasste.

Münster schrieb auch über die Geschichte der Juden in Deutschland und insbesondere über ihre Verfolgung. Die *Cosmographia* enthielt sachliche Schilderungen der Ermordung von Juden in Speyer, Worms und Mainz während des Ersten Kreuzzugs 1096, Geschichten über die Zerstörung der jüdischen Gemeinde in Nördlingen 1290 und Berichte über die «Armleder-massaker» im Oberelsass 1337. Sie skizziert auch die charakteristische Architektur der verschwundenen jüdischen Gemeinden – die jüdischen Türme in Meissen und Straßburg, den leeren Judenplatz in Würzburg und das «Mordgässlein», in dem die Bürger der böhmischen Stadt Eger die ortsansässigen Juden töteten.⁵⁴ Münster würdigte darüber hinaus jüdische Gelehrte wie den mittelalterlichen Grammatiker und Kommentator David Kimhi, und er lobte Johannes Reuchlin öffentlich.⁵⁵

Münsters *Cosmographia* war alles andere als ein vollkommenes Werk. Sie blieb dem Kosmos des Ptolemäus verhaftet zu einer Zeit, da die Theorien des Kopernikus nicht nur bekannt waren, sondern auch veröffentlicht wurden – wobei man fairerweise sagen muss, dass die Gelehrten bis weit ins nächste Jahrhundert hinein auf Nummer sicher gingen und auch keiner der kosmographischen Konkurrenten Münsters aus dem 16. Jahrhundert den konzeptionellen Sprung wagte.⁵⁶ Die *Cosmographia* verbreitete zudem unzureichendes Wissen über die Neue Welt, indem sie indigene Völker als Kannibalen darstellte, was bereits Mitte des Jahrhunderts ein verbreitetes Stereotyp war; und sie verschrieb sich der Effekthascherei von Ungeheuern, die sich in den Randspalten von Münsters Beschreibungen ferner Länder und tiefer Meere tummelten.⁵⁷ Doch auch wenn Münster unsicher blieb,

was die fernere Welt anging, sollte man sich an sein bescheideneres Ziel erinnern. «Meine erste Absicht», so teilte er seinen Lesern mit, «ist es gewesen, die deutsche Nation mit ihren Regionen und Städten zu beschreiben.»⁵⁸

V.

Diese Beschreibung einer Nation war konzipiert als ein Werk, «in dem man sehe würdt gleich als eym Spiegel ganz Teuschland», wie Münster es formulierte.⁵⁹ Mitte des 16. Jahrhunderts betrachtete man das Sehen als beinahe mechanischen Reproduktionsakt: Es sei zu erklären «durch das Bild des gesehenen Dinges, das sich auf der konkav gekrümmten Netzhautfläche bildet», wie ein naher Zeitgenosse, Johannes Kepler, den Vorgang später beschrieb.⁶⁰ Ob als Spiegel oder als bildliche Reproduktion – das humanistische Deutschlandbild besaß zahlreiche Rahmen: beispielsweise Etzlaubs sieben Königreiche und Sprachgebiete, jedes mit einer besonderen Farbe und in der Mitte das Weiß Deutschlands; oder die äußeren Grenzen eines gezeichneten Kreises in Tilemann Stellas unvollendeter Karte, einem «Gemälde» der «Deutsch Nation so itziger Zeit», wie ein Zeitgenosse sie 1566 nannte.⁶¹ Diese Rahmen waren keine Grenzen im herkömmlichen modernen Sinne. Anstatt ein Territorium abzugrenzen, zeigten sie vielmehr, wie die Nation Deutschland inmitten anderer Nationen lag.

Ein Gefühl des Stolzes – auf die Flüsse und Berge, auf die dichten Wälder und üppigen Felder, auf die berühmten Orte und leuchtenden Städte – ging von diesen Bildern der deutschen Nation aus; vielleicht auch ein Stück Chauvinismus, besonders gegenüber Italien. Als Reaktion auf italienische Vorwürfe, die Deutschen seien «barbarische Esel», wie Poggio Bracciolini sie einmal nannte, prangerten deutsche Humanisten wie Konrad Celtis und Jacob Wimpfeling italienische Arroganz, Laxheit und Amoralität an.⁶² Dieser neue Chauvinismus, der zweifellos von einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl befeuert wurde, zeichnete vor allem die zweite Generation der deutschen Humanisten aus, deren literarisches Schaffen in die Zeit zwischen 1490 und 1519 fiel und deren Vertreter sich im Umfeld des Hofes Maximilians I. bewegten.⁶³ Als begeisterte Tacitus-Leser schrieben sie den Deutschen einen Katalog von Tugenden zu, darunter Stärke, Tapferkeit, Loyalität und Standhaftigkeit, die den vermeintlichen Lastern der Italiener gegenübergestellt wurden.

Doch mit Ausnahme der deutschen Einstellungen gegenüber Italien beruhten die nationalen Stereotypen weniger auf Vorurteilen, wie man annehmen könnte, als vielmehr auf antiken Quellen. Im Zuge von Pilgerreisen und Kreuzzügen wurden nationale Stereotype neu kalibriert, in mittelalterlichen Enzyklopädien überarbeitet und an den Universitäten des Spätmittelalters erneut revidiert. Sie gewannen so im Zeitalter der Entdeckungen ein neues Leben. Weit davon entfernt, bloßen Chauvinismus widerzuspiegeln, bestimmten sie die neuzeitliche Reiseliteratur und lieferten Kurzformeln für die Beschreibung und das Erkennen von Völkern in einer Zeit, in der Nationen, so ungenau sie auch definiert sein mochten, zu einer legitimen Art und Weise geworden waren, um die geographische Welt zu begreifen. Es waren manchmal flüchtige, manchmal bleibende Bilder, die sich da verbreiteten und die die stolzen Spanier, die rebellischen Deutschen, die mutigen Sachsen, die elegant einherschreitenden Franzosen, die zornigen Briten oder die angeblich libidinösen Schotten symbolisierten.⁶⁴ Der Buchdruck verfestigte diese Typisierungen weiter. In einem der erfolgreichsten Epithetawörterbücher des 16. Jahrhunderts wurden die Deutschen als wütend, kriegerisch, wahrhaftig und streitsüchtig beschrieben, während die Franzosen all das ebenfalls waren, aber im Gegensatz zu den Deutschen immerhin auch noch leidenschaftliche Liebhaber.⁶⁵ In der Frühen Neuzeit wurden Stereotype manchmal mit Reihen und Spalten in einem Raster dargestellt und durch Bilder von Menschen in Nationaltracht illustriert.⁶⁶

Ähnliches lässt sich über die Landessprache sagen. Frömmigkeit und interkulturelle Begegnung prägten die Einstellungen der Gelehrten auch hier weitaus mehr als Chauvinismus. Luther zum Beispiel wusste, dass Gott sich den Menschen auf Hebräisch und Griechisch offenbart hatte und dass Latein die Sprache war, in der das Christentum die heidnischen Völker Europas bekehrte.⁶⁷ Dennoch behauptete er, Deutsch sei eine Wahrsprache, die diejenigen, die es als Muttersprache sprechen würden, Gott näher bringe und nicht der Nation.⁶⁸ Frömmigkeit war auch die treibende Kraft hinter den ersten Versuchen, die Sprache zu vereinheitlichen, um sie verständlicher zu machen. In einer Zeit, in der stummes Lesen die Ausnahme und lautes Lesen in Gesellschaft anderer weiterhin die Norm blieb, setzte der Grammatiker Valentin Ickelsamer bei der Phonetik, dem Klang der Sprache, an und versuchte, gesprochenes und geschriebenes Deutsch zusammenzubringen. «Lesen Können hat in langer zeit nie so wol seinen nütz gefunden / als itzo», verkündete er in der 1527 veröffentlichten Schrift

Die rechte weise auff's kürtzist lesen zu lernen, «dweyls seer ein yeder darumb lernet / das er Gottes wort / vnd etlicher Gotgelerter menner außlegung / darüber selbs lesen / vnd desto das darinn vrteylen möge». ⁶⁹ Nichts davon hatte etwas mit Nationenbildung zu tun. Ickelsamer hatte nur nach oben geblickt. ⁷⁰

Andere schauten nach draußen. In seiner *Grammatica Germanicae Linguae* von 1578 hoffte Johannes Clajus, der erste Autor, der Luther für seinen Beitrag zur Sprachvereinheitlichung lobte, denjenigen, die eine andere Sprache sprachen, Deutsch beizubringen, so inkonsistent diese Sprache damals auch erscheinen mochte. ⁷¹ Im 16. und 17. Jahrhundert wurden Grammatiken für etwa 63 Sprachen verfasst, nur wenige in der Volkssprache, die sie festschreiben wollten, und zwar hauptsächlich zu dem Zweck, den Menschen dabei zu helfen, Fremdsprachen lesen und verstehen zu lernen. ⁷² Die Entdeckung von Völkern und die Begegnung mit ihnen, nicht Sprachchauvinismus, beförderten diese weltweite Ausbreitung grammatikalischer Werke. Auf die Erstellung der ersten europäischen Grammatiken folgten rasch Grammatiken für asiatische und amerikanische Sprachen, was für die «erste soziolinguistische Revolution» sorgte, wie der französische Linguist Daniel Baggioni das genannt hat, in deren Verlauf viele Sprachen, darunter Deutsch, erstmals kodifiziert und stabilisiert wurden. ⁷³

Schließlich pflegte keine religiöse Konfession eine besondere Beziehung zur Nation. Die Kartographen unterteilten Deutschland – oder auch nur Teile davon – nicht in protestantische und katholische Bereiche. Im 16. Jahrhundert zeigte lediglich eine einzige bekannte Karte eines kaiserlichen Territoriums religiöse Unterteilungen, und sie verzeichnete nicht protestantischen und katholischen Einfluss, sondern die Hochburgen der Hussiten. Es handelte sich um Mikuláš Klauďyáns Karte von Böhmen, die 1518 in Nürnberg gedruckt und 1545 von Münster kopiert und revidiert wurde. Die hussitischen Städte waren mit einem Kelch markiert und von den katholischen Städten abgesetzt, die ihrerseits durch die gekreuzten Schlüssel des heiligen Petrus kenntlich gemacht waren. ⁷⁴ Verantwortlich für dieses mangelnde kartographische Interesse an religiösen Trennlinien war freilich nicht, wie man annehmen könnte, die weiterhin bestehende Fluidität religiöser Grenzen. In seinen Darstellungen von Städten und Ortschaften, von denen viele bereits neue Glaubensbekenntnisse übernommen oder den alten Glauben beibehalten hatten, ließ Münster unerwähnt, ob ein Ort katholisch oder protestantisch war, und beschrieb stattdessen Schlösser,

Kirchen, Klöster, städtische Bauten, berühmte Männer und bemerkenswerte Erfindungen. Münster selbst hatte sich irgendwann in den 1520er Jahren Luthers Lehren zugewandt, aber wie Erasmus und Rhenanus war er entsetzt, als im Bauernkrieg von 1525 Landbewohner «wie Tiere abgeschlachtet» wurden und als vier Jahre später die Skulpturen und Gemälde der Basler Kirchen und Klöster zerschlagen, zertrampelt und in einem Bildersturm in Flammen gesetzt wurden.⁷⁵ In der Tat verabscheute Münster innerchristliche Kontroversen und gab vor, von dem ganzen umstrittenen Glaubensterrain keine Ahnung zu haben.⁷⁶ Angesichts seiner friedfertigen Grundhaltung war er der «beinahe nicht mehr zu zählenden Bücher für und gegen» die Reformation überdrüssig.⁷⁷ Er war allerdings auch ausgesprochen geschäftstüchtig und deshalb sehr wohl darauf bedacht, dass die *Cosmographia* nicht die eine oder andere Glaubensgruppe beleidigte.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de